UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

Die Welt und mein Auge.

Dritter Theil.

Gedruckt
bei
Landerer und Heckenast in Pesth.

Frau

Henriette Wertheimer

nehme diese Blätter als Zeichen treuer herzlicher Neigung freundlich auf.

P2116W

Die Welt und mein Auge.

Novellen

von

Betty Paoli.

27736.

Dritter Band.

Pesth, 1844.

Verlag von Gustav Heckenast.

Leipzig, bei Georg Wigand.

Inhalt des dritten Bandes.

Seite.

Leonore 1
Ein Gelübde 103
Bekenntnisse 123
Ein einsamer Abend 173
Auf- und Untergang. Lebensbild. 197

Leonore.

Floß bis jetzt in dunkler Trauer
Dein verwaiſ'tes Leben hin,
Nun, ſo fühl's mit Wonneſchauer,
Daß ich Dein — auf ewig bin!

Gruſt Freihr. v. Feuchtersleben.

I.

Wolle ganz Dein offnes Herz mir zeigen!

Rückert.

Wir bitten den Leser sich mit uns in eines jener englischen Zimmer zu versetzen, deren comfortable Einrichtung die Vorliebe der Kinder Albions für ihr home so begreiflich macht. Ein helles Feuer loderte im Kamin, ein weicher Teppich bedeckte den Boden, eine geschmackvolle Eleganz ließ den Mangel an Pracht vergessen. Das milde Licht einer Astrallampe fiel auf eine junge Frau, die lesend an einem Tische saß. Ihre Züge trugen ein fremdartiges Gepräge, und fielen mehr durch den Ausdruck von Leidenschaft und Seelengewalt, der ihnen innewohnte, als durch strenge Regelmäßigkeit auf. Das Gesicht war länglich, schmal und vornehm, der Teint etwas südlich, die Stirne

hoch und frei, die großen dunkeln Augen von ungemeiner Schönheit; und ihr kühner, tiefer Blick in vollster Uebereinstimmung mit dem Zug von Schmerz und Stolz, der die Lippen umschwebte. Das nachtschwarze, glänzende Haar fiel in langen Locken auf den zarten, schlanken Hals hernieder. Die Kleidung der jungen Dame war sorglich gewählt; sie schien sich für einen Besuch geschmückt zu haben, und die ungeduldigen Blicke, mit denen sie häufig nach der Uhr sah, bestätigten die Vermuthung. Trotz des Buches, das auf einem Lesepult vor ihr lag, konnte man leicht bemerken, daß ihre Gedanken auf ferner Wanderschaft begriffen seien, und daß nur ihr Auge mechanisch über die Blätter hinglitt, während ihr Geist mit andern Dingen beschäftigt war. Doch mochten diese nicht zu den erfreulichsten gehören, denn mancher Seufzer floh aus ihrer Brust und manche ungeduldige Bewegung verrieth ihre innere Aufregung. Endlich stand sie auf und that einige rasche Gänge durch das Zimmer. In diesem Augenblick schlug die Uhr. Die Hand auf ihr heftig pochendes Herz gepreßt, zählte sie die Schläge. „Acht Uhr!" sagte sie beklommen. „Er bat mich, ihn nicht länger als bis sechs Uhr zu erwarten; so wird er also auch heute nicht kommen. Einst war es anders; da

jauchzte er der Minute entgegen, die ihn zu mir führen sollte. Jetzt muß ich mir seinen Anblick erbetteln, und wenn er mir das Versprechen, mich zu besuchen, wie ein Almosen hingeworfen hat, findet er es selbst nicht der Mühe werth, es zu halten. Jetzt! o, jetzt!"

Sie verfiel in schwermüthiges Nachsinnen. Man konnte diese zarte, schöne Gestalt nicht unter der Last ihres Kummers gebeugt sehen, ohne innigs Mitleid mit ihr zu empfinden. Die Gluth ihres Blickes, das Leidenschaftdurchdrungne ihres ganzen Wesens bezeichnete sie als eine jener Seelen, von denen die Staël sagt: daß sie fast nie so geliebt werden, wie sie zu lieben verstehen. Das Gesicht mit beiden Händen bedeckend, saß sie nachsinnend und sich immer mehr in das Gefühl ihrer Verlassenheit versenkend. Sie hatte in der letztern Zeit so viel gelitten, daß es keine Stütze mehr gab, an der sich ihre Hoffnung hätte emporranken können.

Eine halbe Stunde verstrich; für Leonoren mochte sie den Schmerz von Jahren enthalten. Plötzlich ward unten an der Hausthür gepocht. Mit einem Sprunge war Leonore auf, ihre Thränen versiegten, ein Strahl von Freude flog über ihr Gesicht; sie stand horchend, ängstlich vorge-

beugt, und mit zurückgehaltenem Athem. Schritte ließen sich auf der Treppe vernehmen; sie kamen immer näher; das Vorzimmer ward geöffnet. Mit einem Freudenschrei stürzte Leonore der Thür zu, und wich bestürzt zurück als, statt der erwarteten, eine zwar bekannte und theuere, aber jetzt gänzlich unverhoffte Gestalt eintrat.

„Warum weichen Sie zurück, Leonore?" fragte der Eintretende mit herzlichem Ton. „Haben Sie keinen Gruß für Ihren alten Freund?"

„Alfred!" rief Leonore, und eine noch tiefere Erschütterung flog durch ihr Innerstes. „Alfred! ist es möglich? Sind Sie's wirklich? Ich glaubte Sie so fern, so fern! O hätt' ich gewußt, daß Sie hier in London sind! Seit Ihrer Abreise nach Canada, hab' ich nichts von Ihnen gehört. Wenn Sie wüßten, wie oft ich an Sie dachte, und wünschte Sie zu sehen! Zu hoffen wagte ich es nicht. Was führte Sie nach England zurück? Wie erfuhren Sie meinen Aufenthalt? Werden Sie hier bleiben? O sprechen Sie! Wie lange ist es, daß ich keine Freundesstimme vernahm, keine Stimme, die mir die entschwundnen, bessern Zeiten zurückgezaubert hätte. Alfred! Gott selbst schickt Sie mir in dieser Stunde. Sind Sie's denn wirklich?"

Während Leonore diese kurzen, abgebrochnen Sätze mit von innrer Bewegung zitternder Stimme hervorstieß, betrachtete sie der junge Mann mit Blicken, in welchen sich trübes Staunen aussprach. Sein ganzes Wesen schien nicht geeignet, auf die Leidenschaftlichkeit des ihrigen einzugehen. Bei der Ruhe und Abgeklärtheit, deren Gepräge seine Züge trugen, mochte er sich durch diese heftigen Ausbrüche mehr bekümmert als erfreut fühlen. Alfred's Aeußeres war nicht schön zu nennen; nur der Ausdruck von Geist und Seelengüte, der in seinen Augen lag, veredelte sein Antlitz. Seine Gestalt war hoch und schlank, seine Haltung aber die eines Menschen, den eine beständige Thätigkeit des Geistes das Aeußere häufig übersehen macht. Nachdem Leonore in athemloser Hast ihn mit allen jenen Fragen bestürmt hatte, faßte er sie bei der Hand, führte sie zum Sopha und indem er ihr gegenüber Platz nahm, sagte er mit einem Lächeln, das seine Züge unbeschreiblich verschönte: „Betrachten Sie denn Amerika als das Reich des Todes, aus dem Niemand zurückkehren kann? Vergessen Sie, daß der Great Western die Reise nach Europa in eine Spazierfahrt verwandelt hat? Ja, liebe Leonore, es ist wirklich Ihr Freund, Alfred Barney, der vor Ihnen

ſteht, oder eigentlich ſitzt, und ſich herzlich freut, Sie in einer Umgebung zu finden, die alle Sorgen, deren er ſich um Ihrentwillen oft nicht erwehren konnte, weit verbannt. Ich hörte, daß Sie Lady Gurnett's Haus verließen, und —"

„Seit wann ſind Sie in London? unterbrach ihn Leonore ſo raſch, daß es faſt ſchien, als wolle ſie das Geſpräch von ſich ablenken.

„Seit faſt drei Monaten. Meine erſte Frage war nach Ihnen. Schon in Canada hatte ich erfahren, daß Sie nicht mehr bei Gurnett's ſeien, doch vergebens ſuchte ich Erkundigungen einzuziehen, wohin Sie Ihre Schritte gewendet. Niemand wußte mir hierüber Aufſchluß zu ertheilen, und als ich bei meiner Rückkehr Gurnett's ſelbſt darum befragte, antworteten ſie mir ſo kalt und ausweichend, daß ich leicht errathen konnte, es müſſe zum offnen Bruch zwiſchen Ihnen und dieſer Familie gekommen ſein. Nur Flora ſcheint Ihnen ein freundliches Andenken bewahrt zu haben. Zwar wollte oder konnte auch ſie ſich nicht in genauere Mittheilungen einlaſſen, doch ſpricht ſie mit Rührung und Liebe von Ihnen, und behauptet, Sie müßten England verlaſſen haben, weil Sie ſonſt gewiß nicht ſo lange blieben, ohne ihrer Zieh-ſchweſter Nachricht von ſich zu geben. Auch die

übrigen Bekannten wußten nichts von Ihnen und so hatte ich nach langem Nachforschen die Hoffnung, Sie aufzufinden, bereits aufgegeben, als ich Sie heute gegen drei Uhr rasch an mir vorbeifahren sah. Sie fuhren so schnell, daß ich Sie nicht anhalten konnte, aber trotz meiner Ueberraschung und meines freudigen Schrecks blieb mir Besinnung genug, um nach der Nummer Ihres Wagens zu sehen. Mittelst dieser ward es mir leicht, den Kutscher, der Sie geführt hatte, aufzufinden und von ihm zu erfahren, an welchem Ort er Sie abgeholt. Kaum war ich davon unterrichtet, so eilte ich hieher. Muß ich Ihnen erst sagen, wie glücklich mich dieses Zusammentreffen macht? Als ich Urlaub nahm, um drei Monate in England zuzubringen, war mein Hauptbeweggrund der Wunsch, Sie wiederzusehen. Nein, Leonore! Sie brauchen darum nicht zu erschrecken. Die Leidenschaft, die ich einst für Sie hegte, und deren Hoffnungslosigkeit mich übers Meer trieb, ist unter Acten und Protocollen erloschen. Doch nein! was rede ich da? Erloschen ist sie nicht, aber verwandelt hat sie sich, und ist statt eines egoistischen Gefühls zu heitrer Freundschaft und zu dem Wunsche geworden, Sie so glücklich zu sehen, wie ich Sie nicht machen konnte. Sagen Sie mir, daß

Sie es sind, und ich will die Vergangenheit nicht mehr betrauern."

„Glücklich?" wiederholte Leonore, nicht ohne Bitterkeit. „Wer ist es denn?"

„O, liebe Freundin! wer weiß besser als ich, daß jene Seligkeit, von der wir in der ersten Jugend träumen, auf Erden nicht zu finden ist? Aber es gibt ein inneres Glück, das Jeder erreichen kann, der nur den ehrlichen Willen dazu hat, und dessen Seelenfrieden nicht durch die quälende Sorge um materielle Bedürfnisse gestört wird. Sehen Sie, Leonore! als ich von Ihnen schied, glaubte ich, es könne nie wieder eine Freude in mein Herz kommen, das nur Sie liebte und nur Sie begehrte. Mir war es recht, in ein Land geschickt zu werden, wo weder ein milder Himmel, noch Genüsse der Kunst oder des geselligen Lebens mich von meinem Grame abzulenken versprachen. Wie ich gewünscht und gewollt hatte, fand ich keine dieser Tröstungen, wohl aber andre, an die ich nicht dachte, und die mir in einer zu edeln Gestalt entgegentraten, als daß ich sie hätte von mir weisen können. Die Pflichten waren es, die ich zu erfüllen hatte, die Arbeiten, durch welche ich meinem Vaterland nützlich werden konnte. Wohl ward mir's anfangs schwer genug, mich in dieß

gänzlich umgestaltete Sein zu schicken, aber bald traten neue Hoffnungen an die Stelle der verlorenen. Ich begann an Dingen Interesse zu nehmen, die mich früher völlig kalt gelassen hatten, und manche erhebende Beziehung, in welche ich mich zu dem Allgemeinen verflochten fand, verlieh meinem Leben einen früher ungeahnten Reiz. Ihr Bild verschwand darum nicht aus meinem Gedächtniß; doch ich empfand, daß es eine schönere Art gebe, Sie zu lieben, als jene, mit der ich Ihnen früher manchen Kummer bereitete. Doch genug hievon. Ich bin nicht hergekommen, um von mir zu sprechen, sondern um zu erfahren, ob meine Wünsche für Sie in Erfüllung gegangen sind, und ob Sie den Menschen, den Sie nicht zum Gatten wollten, auch als Freund verschmähen werden."

„Sie verschmähen, hieße das edelste, treueste Herz verkennen," entgegnete Leonore mit bewegter Stimme. „Wenn ich Sie einst anders behandelte, als Sie es verdienten, so denken Sie, daß ich damals ein thörichtes, übermüthiges Kind war, und —"

„Daß sich Liebe nicht erzwingen läßt," fiel ihr Alfred rasch, doch freundlich in's Wort; „hierüber thut keine Entschuldigung noth. Wenn Sie auch hart gegen mich waren, so handelten Sie

doch immer ehrlich. Nie haben Sie mich auch nur durch einen Blick zu Hoffnungen berechtigt, die Sie nicht erfüllen wollten; nie haben Sie ein Spiel mit mir getrieben. Hätten Sie's gethan, so wäre es mir jetzt wohl nicht möglich, Ihnen so im Innersten versöhnt und beruhigt die Hand zu reichen. Für die Täuschungen, denen ich mich freiwillig hingab, sind Sie nicht verantwortlich. Nun aber erzählen Sie mir, was sich während der langen Zeit unsrer Trennung mit Ihnen begeben hat; wie es kam, daß Sie Gurnett's verließen; welche Beziehungen Ihre Gegenwart ausfüllen; welche Pläne und Aussichten Sie für die Zukunft haben. Sprechen Sie! Ihr Freund will Alles wissen."

Der sanfte, Vertrauen erweckende Ton dieser Worte, der offne ehrliche Blick, der sie begleitete, überwältigte Leonore so sehr, daß sie ihres angebornen Stolzes und ihres Vorsatzes, den Kummer, der an ihrer Seele nagte, vor Jedem zu verbergen, vergaß, und schmerzlich die Hände faltend sagte: „O Alfred! ich habe viel gelitten."

Er betrachtete sie aufmerksam. Die Veränderung, die mit Leonoren vorgegangen war, konnte ihm nicht entgehen. Sie, die er als blühendes Mädchen verlassen, stand ihm jetzt blaß, ernst, mit einem unverkennbaren Leidenszug auf der

düstern Stirn gegenüber. Es mußte ein herbes Schicksal gewesen sein, welches diese rosigen Wangen zu entfärben, diese stolzen Augen an Thränen zu gewöhnen vermocht hatte. Die weiche Stimme, das gesenkte Haupt, die schmalen, fast durchsichtigen Hände, Alles schien zu sagen: „Leonore hat viel gelitten." Alfred fühlte dieß, und banges Mitleid beschlich ihn; doch wollte er die ohnehin so tief Gebeugte schonen, und so entgegnete er mit einer heitern Zuversichtlichkeit, die mit seinen Empfindungen nicht übereinstimmte:

„Sie haben gelitten? So ist es jetzt vorüber? Um so besser, wenn Sie den Zoll, den wir Alle zu entrichten haben, schon so früh bezahlten; jetzt sind Sie mit dem Schicksal quitt, und dürfen auf bessre Tage hoffen. Was Sie gelitten haben, war gewiß nicht vergeblich; es hat Sie weicher, besser, milder gemacht und für flüchtige Schmerzen haben Sie ewigen Gewinn eingetauscht. Ach, es war leicht vorherzusehen, daß ein Herz, wie das Ihrige, harte Proben werde bestehen müssen! Nun aber erzählen Sie! Wie kam es, daß Sie Gurnett-House verließen?"

Leonore lehnte sich in die Ecke des Sophas zurück und wickelte sich, wie von einem Frost durchschauert, fest in ihren Shawl. Ihr Blick schien

in die Vergangenheit zurückzustreifen; sie preßte die Hand auf die Stirn und begann:

„Sie wissen, Alfred, daß ich seit meinem zwölften Jahre im Hause Ihrer Verwandten lebte; als Waise hatten sie mich aufgenommen, um ihrer einzigen Tochter Flora eine Gespielin zu geben. Ich weiß, daß man darin einen Zug von Großmuth und Milde finden wollte; wer aber, wie ich dazu verdammt war, von dieser Milde Gebrauch zu machen, der wußte sie nach ihrem wahren Werthe zu schätzen und hätte selbst das Elend dieser glänzenden Sclaverei vorgezogen. Schon als Kind fühlte ich das Drückende meiner Abhängigkeit; schon damals ahnte ich, welche unüberschreitbare Kluft mich von Jenen trennte, die sich meine Wohlthäter nannten. Je älter ich ward, um so heftiger und bittrer ward jenes Gefühl in mir und tausend äußere Anlässe, die meinen Stolz und meine Empfindlichkeit reizten, steigerten es täglich. Beschuldigen Sie mich nicht des Undanks! Oft saß ich stundenlang allein, und rief mir's in's Gedächtniß zurück, daß diese Menschen sich meiner angenommen hatten, als ich ein hilfloses, von seiner Heimath getrenntes Kind an der Bahre meiner Mutter stand, und die ganze Welt mich verlassen zu haben schien. Ich sagte mir, es sei

meine Pflicht, diese Familie zu lieben, die mir Schutz und Aufnahme gönnte, der ich Alles, was ich besaß, verdankte. Ich wühlte in meiner Seele, bis ein Strahl warmer Neigung daraus emporsprang; aber wenn ich dann wieder in den Kreis jener Menschen trat, wenn Lord Gurnett's Bornirtheit, wenn die trostlose Herzensdürre seiner Frau, wenn alle die kleinlichen Unterscheidungen, mit denen die sogenannte große Welt Jene demüthigt, die ihre Huldigungen nicht mit Gold erkaufen können, wie Messer in meine Brust drangen, da wichen alle frommen Versöhnungsgedanken von mir, und ich ward finstrer, verschlossner, düstrer als vorher. Flora war die Einzige, die ich noch liebte, aber auch sie war zu kindisch, zu flüchtig, um mich zu verstehen, und zu verzogen, um meinem wunden Herzen immer die Schonung zu erweisen, deren es bedurfte. Ich will sie darum nicht anklagen; die Kränkungen, die sie mir manchmal, mehr aus Unbedachtsamkeit als aus bösem Willen zufügte, hab' ich längst vergeben. Jetzt, wo Jahre und Leiden mein Urtheil gereift und gemildert haben, sehe ich ein, daß Flora kein sterbliches Geschöpf, sondern ein Engel Gottes hätte sein müssen, um von den Huldigungen, die man ihr allwärts darbrachte, nicht zum Uebermuth verführt zu wer-

den. Zu jener Zeit war ich nicht so billig; ich liebte sie, aber verstand es nicht, ihr nachzugeben. Den Ungleichheiten ihrer Laune setzte ich kalten Trotz, ihren oft unüberlegten Scherzen bittern Hohn entgegen, und die Vorrechte, die man ihr einräumte, schienen mir eben so viele Demüthigungen für mich zu sein. Mein Gemüth war von Haß und empörtem Selbstgefühl vergiftet. Obwohl Sie viel in Lord Gurnett's Hause lebten, glaube ich doch kaum, daß Sie jene geheimen Zerwürfnisse jemals ganz durchschauten; ich war zu stolz, um mein Leiden nicht zu verbergen. Um diese Zeit boten Sie mir Ihre Hand an, und —"

„Lassen wir das, Leonore!" bat Alfred. „Ich hoffte, Ihr Herz zu gewinnen, es sollte nicht sein; ich will den schönen Traum vergessen."

„Aber ich werde es nie vergessen," versetzte Leonore, „daß Sie edel genug dachten, um tausend Vortheile und Hoffnungen der Verbindung mit mir opfern zu wollen. Ich wies Ihren Antrag zurück; denn jene Liebe, die Sie von mir forderten, konnte ich Ihnen nicht schenken, und eben so wenig wollte ich Sie übervortheilen. Wäre mir Ihr Glück minder theuer gewesen, hätte ich nicht Ihren ganzen Werth erkannt, vielleicht hätte ich eingewilligt, Ihre Gattin zu werden, um mir

dadurch Freiheit und Unabhängigkeit zu erkaufen; aber ich hielt Sie zu hoch, um Sie als Werkzeug und Mittel gebrauchen zu wollen. Ich fühlte, daß Sie würdig seien, die volle Liebe des edelsten Weibes zu besitzen, und sagte „Nein," weil ich einsah, daß ich Ihnen das Glück nicht gewähren könnte, das Sie verdienten."

„Hatten Sie keinen andern Grund?" fragte Alfred. „Sprach in Ihrem Herzen keine andre Stimme gegen mich?"

„Nein," versetzte sie, und hielt seinen forschenden Blick ruhig aus. „Mein Herz hatte damals noch nicht gesprochen."

Es entstand eine minutenlange Pause, dann nahm Leonore ihre Erzählung wieder auf:

„Sie verließen Europa, um nach Canada zu gehen. O, Alfred! das war ein schwerer, düstrer Morgen, an dem man mir sagte: Ihr Schiff sei abgesegelt. Eine tödtliche Angst überfiel mich; der letzte Freund war von mir gewichen. Jetzt war ich ganz verlassen, trostlos, unerleuchtet! Mir war als müsse ich Ihnen nacheilen, ja, es schien mir, als könne Dankbarkeit und Treue die Stelle der Liebe ausfüllen. Hätte ich Sie noch zu erreichen gewußt, ich wäre zu Ihnen hingetreten, und hätte

gesagt: Wenn das, was ich Ihnen zu geben habe, Ihrem Herzen genügt, so nehmen Sie mich hin!"

„Leonore!" rief Alfred heftig. Er sprang auf, ergriff ihre beiden Hände und fragte, indem er ihr mit dem Ausdruck der tiefsten Innigkeit ins Auge sah: „Warum wollen Sie mir dieß jetzt nicht mehr sagen?"

Sie wurde sehr blaß, zog langsam ihre Hände zurück, und erwiederte leise: „Jetzt ist es zu spät."

Alfred errieth den geheimen Inhalt dieser Worte. Sein Blick senkte sich zu Boden; doch ermannte er sich schnell wieder, und sagte mit anscheinender Ruhe: „Fahren Sie fort!"

„Meine Stellung, deren Bitterkeit ich längst empfand, ward mir mit jedem Tage unerträglicher. So lange Flora und ich Kinder waren, hatte sich der Unterschied unsrer Verhältnisse auf keine so schroffe Weise geäußert; nun aber, da ich bei jedem Schritt an die Ueberlegenheit ihrer Stellung und die Dienstbarkeit der meinigen erinnert ward, vermochte ich diese täglich wiederkehrenden Demüthigungen nicht länger zu erdulden. Feindlich grollend zog ich mich von der Welt zurück; doch half mir dieß wenig, denn der Fluch, der in Ihrem gepriesenen England auf der Armuth und Abhängigkeit lastet, folgte mir auch in

meine Einsamkeit. Lady Gurnett's kalter Hochmuth ließ mich zu jeder Stunde empfinden, daß ich in ihrem Hause nur das Gnadenbrot aß. Das heiße Blut meines Volkes rollte zu glühend in meinen Adern, als daß ich ein solches Leben der Erniedrigung hätte fortsetzen können. Ich sagte mir, daß ich, die Tochter einer der ältesten Familien Spaniens, nicht geboren sei, um Unwürdiges zu ertragen, und daß ich ohne das Verhängniß, welches, indem es meinen Vater in Riego's unglückselige Verschwörung verflocht, ihm Leben und Güter raubte, auf diese Menschen, die es jetzt wagen durften, mich zu beleidigen, mit Stolz herabsehen könnte. Sie errathen leicht, daß solche Betrachtungen nicht geeignet waren, mich nachgiebiger und versöhnlicher zu stimmen. Es brauchte nur einen Tropfen, um den bis an den Rand gefüllten Kelch überfließen zu machen. Ein scheinbar lächerlich geringfügiger Anlaß führte die Trennung nicht herbei, sondern beschleunigte sie nur. Lady Gurnett beschloß, den Winter in Nizza zuzubringen; mir ward diese Reise mit dem Bedeuten angekündigt, daß ich sie mit einer Kammerfrau der Lady machen solle. ‚Ist kein Platz in Ihrem Wagen?' fragte ich stolz."

„‚O ja,' versetzte Lady Gurnett mit ihrem ge-

wöhnlichen eisigen Ton; ‚aber nicht für Personen, welche nicht in meine Gesellschaft gehören.‘“

„Ich stand auf. ‚In diesem Falle,‘ sagte ich eben so kalt, obwohl mein Herz in wilder Empörung pochte, ‚bitte ich Sie, mich zu entschuldigen; ich werde nicht nach Nizza reisen.‘“

„‚Und wo wollen Sie bleiben?‘ fragte sie spöttisch.“

„‚Gewiß nicht in Ihrem Hause,‘ entgegnete ich mit Festigkeit.“

„‚Das wollen wir sehen. Sie haben bis jetzt unter meinem Schutze gelebt, und mir kommt es zu, über Ihr Loos zu entscheiden. Die Bösartigkeit Ihres Charakters ist mir nicht verborgen geblieben; ich weiß, daß Sie lange auf die Gelegenheit lauerten, sich von der Familie zu trennen, welcher Sie Alles verdanken.‘“

„‚Ja!‘ versetzte ich, und das Blut schoß heiß in meine Wangen — ‚jeden Schmerz, jede Schmach, die ich seit sieben Jahren erlitt.“

„‚Sie wären elend zu Grund gegangen, wenn ich mich Ihrer nicht angenommen hätte,‘ rief die Lady heftig.“

„‚Vielleicht wäre ich gestorben; vielleicht hätte ich zu strenger Arbeit meine Zuflucht nehmen müssen. Beides wäre besser gewesen, als Wohl-

thaten zu empfangen, die mir jetzt vorgeworfen werden.'"

„Die Lady erhob sich und, als fände sie meinen Angriff keiner Entgegnung werth, sagte sie kurz abbrechend: ‚Halten Sie sich zur Reise bereit.'"

„‚Ich wiederhole Ihnen, Mylady, daß ich auf die Art, wie Sie es wünschen, nicht reisen werde,' versetzte ich entschlossen."

„Sie maß mich mit einem verächtlichen Blicke. ‚O ja,' sagte sie langsam und scharf, ‚ich glaube wohl, daß es Ihnen gefiele, sich von jeder Aufsicht frei zu machen und auf eigne Hand das abenteuerliche Leben zu beginnen, von dem Ihnen Ihre Mutter das Beispiel gab, doch —'"

„Ich fühlte, daß ich todtenbleich wurde. ‚Mylady,' sagte ich mit von Zorn und Empörung zitternder Stimme, ‚um Ihretwillen rath' ich Ihnen, Ihre Worte zu überlegen.'"

„Die namenlose Wuth, die in jenem Augenblick mein Inneres durchraſ'te, muß auch meinen Zügen einen furchtbaren Ausdruck verliehen haben; denn erschreckt und scheu trat die Lady zurück. Ihre angeborne Kälte siegte jedoch bald über diese momentane Erschütterung und im Bewußtsein ihrer äußern Ueberlegenheit fuhr sie fort: ‚Ich will nicht, daß ein Geschöpf, das jahrelang

in meinem Hause lebte, durch seine Aufführung den Namen seiner Beschützer beflecke. Ihre Jugend, Ihre Gestalt, die schrankenlose Heftigkeit Ihres Wesens dürften Sie in Lagen bringen, deren Schatten selbst auf Jene fiele, die jemals in einer Beziehung zu Ihnen standen. Ich werde dafür sorgen, daß dieß nicht geschehe. Es bleibt bei dem, was ich gesagt: Sie folgen uns mit Mrs. Jerningham nach Nizza.'"

„Mit diesen Worten verließ sie das Zimmer. Mein Stolz hielt mich aufrecht, keine Thräne netzte mein Auge. Mit gemessenen, festen Schritten ging ich durch den Vorsaal und die Treppe hinauf in meine Stube. Die Wunde, die Lady Gurnett mir so eben geschlagen hatte, war eine jener tiefen, lebensgefährlichen, wo das Blut sich nach innen ergießt und äußerlich keines sichtbar wird. Sie hatte das Andenken meiner geliebten, unglücklichen Mutter geschmäht; ich hätte mich selbst verachten müssen, noch länger Wohlthaten von einer Frau anzunehmen, die das Allerheiligste meines Herzens frech und entweihend angetastet hatte. Längst schon war es mein Wunsch gewesen, dieß erniedrigende Verhältniß zu zerreißen; der letzte Vorgang verwandelte den Wunsch zum Entschluß. Die Mittel dazu lagen in meiner Hand.

An meinem achtzehnten Geburtstag hatte mir Lord Gurnett die kleine Summe übergeben, die bei meiner todten Mutter aufgefunden worden war. Es waren im Ganzen etwa achtzig Pfund. So gering Ihnen dieser Betrag scheinen mag, so bedeutend war er mir; denn er setzte mich in den Stand, Gurnett-House zu verlassen, und meinen Unterhalt zu bestreiten, bis ich eine angemessene Beschäftigung finden würde. Von den wenigen Banknoten schien mir jede ein Freiheitsbrief. Diese Summe war mein rechtmäßiges Erbe, mein unbestreitbares Eigenthum; sie enthob mich der Demüthigung, von den Geschenken, die ich Gurnetts verdankte, das Geringste mitzunehmen. Ich wartete die Abenddämmerung ab, um das Haus zu verlassen. Es dunkelte bereits, und ich war eben im Begriff, Hut und Shawl zu nehmen, als Flora in mein Zimmer trat. Sie hatte von dem Streit zwischen mir und ihrer Mutter gehört und ihr bei aller Verzogenheit vortrefflich gebliebenes Herz trieb sie zu mir, theils um mich zu trösten, theils um mich zu überreden, Lady Gurnett's Willen zu thun. Sie setzte sich zu mir und indem sie beide Arme um meinen Nacken schlang, bat sie mich, die Zerwürfnisse, die sich in der letztern Zeit auch zwischen uns erhoben hatten, zu vergessen,

und wieder ihre gute Schwester zu sein, wie in den Tagen unsrer Kindheit. „Du glaubst nicht, fuhr sie sanft und herzlich fort, wie schwer es mir war, Dich immer so kalt und fremd zu sehen. Oft war mir zu Muthe, als müßt ich Dir um den Hals fallen und Dich bitten: Sei wieder, wie früher! Aber Du ließest mich nie dazu kommen; Dein Stolz reizte meine Empfindlichkeit und die Kluft zwischen uns ward immer breiter. Jetzt laß es vorüber sein! Gefehlt haben wir Alle; auf ein Bischen mehr oder minder kommt es hier nicht an. Nicht wahr, Leonore, es ist Alles wieder gut? Mama hat Dir heute weh gethan, aber Du weißt ja —“

„Ich weiß, unterbrach ich sie, daß Lady Gurnett mir eine Beleidigung zugefügt hat, die ich verdiente, wenn ich sie hinnähme.“

„Kennst Du Mama nicht? fragte sie begütigend. Sie ist so wenig gewohnt, auf Widerstand zu stoßen, daß der geringste sie aufbringt und vielleicht hast auch Du das rechte Maß überschritten. Laß nur mich machen! Es wird Alles nach Deinen Wünschen gehen. Du brauchst nicht mit der Jerningham zu reisen; Mama muß Dir einen Platz in unserm Wagen geben oder ich setze mich zu Dir in den Deinigen. Du hast mich oft ein

verzogenes, launenhaftes Kind genannt; jetzt will ich es einmal sein, um Deinen Willen durchzusetzen. Es müßte doch seltsam zugehen, wenn man mir Etwas verweigerte! Sei nur wieder ruhig.'"

„Sie bat so herzlich, daß heiße Thränen über meine Wangen rannen; aber mein Entschluß wurde darum nicht zum Wanken gebracht. Man sagt uns Arragoniern nach, daß wir uns, um einen Nagel in die Wand zu schlagen, unsers eisernen Kopfes bedienen, und wenn ich über meinen eignen Charakter nachdenke, so möchte ich diesem Sprichwort beinahe Recht geben. Hätte Flora noch vor wenigen Stunden auf diese Weise mit mir gesprochen, vielleicht wäre Manches anders gekommen; jetzt aber, nachdem ich die Schmähung vernommen hatte, die meiner Mutter in's Grab nachgesendet ward, konnte mich nichts mehr zum Bleiben bewegen. Es war mir unmöglich, länger mit Lady Gurnett zu leben. ‚Lieber Noth und Elend! lieber den Tod!' schrie es in meinem Herzen. Wie fest entschlossen ich aber auch sein mochte, so konnte ich mich doch bei dem Gedanken an die Trennung von Flora der schmerzlichsten Rührung nicht erwehren; ich hatte nie gewußt, daß sie mir so theuer sei."

„‚O Schweſter! liebe Schweſter!‘ rief ſie ſehr bewegt, ‚weine nicht ſo! Es thut mir zu weh. Ich will Dir ja Freude machen ſo viel ich kann. Fordre von mir, was Du willſt! Das gilt nicht nur für jetzt, ſondern für immer. Sieh! fuhr ſie fort, indem ſie ein kleines goldnes Kreuz, das ſie beſtändig am Halſe trug, haſtig losmachte, nimm dieß als Erinnerung an dieſe Stunde, und wenn Du je etwas recht Großes, recht Schweres von mir verlangen willſt, ſo zeige mir nur dieß Kreuz. So wahr ich auf mein Heil hoffe, will ich Dir dann zugeſtehen, was Du von mir begehrſt. Nimm, o nimm!‘“

„Mit zitternden Händen knüpfte ſie das ſchmale Band, an dem das Kreuz hing, um meinen Hals; ich ließ ſie gewähren. Es war mir ſchmerzhaft ſüß, ein letztes Andenken ihrer Liebe zu empfangen, und treu hab ich es bis auf dieſe Stunde bewahrt. Nicht um jemals eine Forderung darauf zu gründen, ſondern weil es mich an ein Geſchöpf mahnt, das ich liebte und vielleicht auch nie wiederſehen werde.“

Leonore hielt inne; trübe Gedanken ſchienen ſich ihrer Seele zu bemeiſtern. Alfred warf die Frage hin: „Und Sie ſagten Flora nichts von Ihrem Vorhaben?“

„Nein. Sie hätte die Nothwendigkeit meiner Entfernung nicht begriffen und mir die Ausführung meines Vorhabens vielleicht unmöglich gemacht. Ich suchte mich zu fassen und sie zu beruhigen. Um auch ihr ein Pfand der Erinnerung zurückzulassen, gab ich ihr ein Armband, das ich von meinem Haar geflochten hatte, und bat sie, es mir zu Liebe zu tragen. Sie dankte mir mit einer Innigkeit, die mir tief in's Herz schnitt. Ich fühlte, daß ich meine Bewegung nicht länger vor ihr würde verbergen können, und eine Unpäßlichkeit vorschützend, äußerte ich den Wunsch, mich zur Ruhe zu begeben."

„‚Ich will bei Dir bleiben,' sagte sie."

„‚Nein,' versetzte ich rasch, ‚Ruhe thut mir am meisten Noth. Ich muß mich in der Einsamkeit sammeln. Geh, Flora! So viel ich mich erinnere, sollst Du heute mit Lady Gurnett in die Oper fahren; Du hast keine Zeit zu verlieren, wenn Du Dich umkleiden willst. Ich brauche Niemanden, und sollte ich dennoch fremden Beistandes bedürfen, so ist ja die Klingel hier im Zimmer.'"

„Sie weigerte sich noch eine Weile mich zu verlassen, und nur meinen wiederholten Versicherungen, daß ich nichts als Ruhe bedürfe, gelang

es, sie zum Gehen zu bewegen. Mit einem herzlichen Kusse schied sie von mir und versprach, nach der Oper gleich zu mir zu kommen, um zu sehen, wie ich mich befinde. Als sie fort war, verbarg ich das Gesicht schluchzend in die Kissen des Sophas; mir war es, als sei mein guter Engel von mir geschieden. Plötzlich erinnerte ich mich, daß keine Zeit zu verlieren sei; mit Gewalt drängte ich meine Empfindungen zurück, trocknete meine Thränen und machte mich fertig. In diesem Augenblick rollte Lady Gurnett's Wagen durch das Thor; ich schickte Flora einen verzweiflungsvollen Gruß nach und näherte mich dann der Thür. Noch auf der Schwelle ließ ich einen langen schmerzenvollen Blick über das Zimmer gleiten, in dem ich so lange gelebt und so viel gelitten hatte. O, wie schwer war mir der Abschied selbst von den leblosen Gegenständen, die mir durch lange Gewohnheit gleichsam befreundet worden waren. Ich stand zaudernd, fast schwankend; da erwachte wieder der unbezwingliche Stolz in mir. Ich sah Lady Gurnett's hochmüthige Gestalt sich vor mir aufrichten; ich hörte den eisigen Ton ihrer Stimme. Die Erinnerung an die heutige Scene quoll empörend durch mein Gemüth, und rasch warf ich die Thür hinter mir zu. Ich begegnete Niemanden auf der

Treppe. Die Dunkelheit des Abends, und der schwarze Schleier, den ich über dem Gesicht trug, ließen mich unbemerkt durch den Hof und an der Loge des Portiers vorbeikommen. Ich stand auf der Straße; die Gefahr der Entdeckung war jetzt vorüber, und dennoch überschlich mich eine unbeschreibliche Bangigkeit. Obwohl ich bereits seit sieben Jahren in London lebte, wußte ich mich in dieser Stadt nicht zurechtzufinden. Nur höchst selten war ich zu Fuß ausgegangen, und auch dann stets nur in Begleitung von Flora's Gouvernante. So wußte ich weder Weg noch Steg, und Afrika war mir nicht unbekannter, als die nicht zum Westend stoßen. Ich überlegte was zu thun sei. Es war mir nicht schwer einzusehen, daß Gurnett's meine Spur in London auffinden könnten, und darum beschloß ich, die Zeit bis zu ihrer Abreise auf dem Land zuzubringen. Ein Miethwagen rollte an mir vorbei; ich rief dem Kutscher zu, und befahl ihm, mich nach Barring zu führen. Fordern Sie von mir keine Beschreibung des Zustandes, in welchem ich dort ankam; mein Herz blutete aus tausend Wunden, und nur der Gedanke, daß jeder Rücktritt unmöglich sei, verlieh mir die Kraft, die einmal betretne Bahn zu verfolgen. Ich blieb in Barring, bis ich durch die

öffentlichen Blätter die Abreise der Familie Gurnett erfuhr. Dieser Anzeige war die Bemerkung beigefügt, der ehrenwerthe Lord würde London schon früher verlassen haben, wenn nicht die Nachforschungen um eine junge Dame, die plötzlich aus seinem Hause verschwunden war, ihn zurückgehalten hätten. Diese Nachforschungen erweckten in mir den Zweifel, ob es nicht besser wäre, in Barring zu bleiben, als mich in eine Stadt zu begeben, wo ich jeden Augenblick erkannt werden konnte. Doch alle Bedenklichkeiten mußten vor dem Gebot der Nothwendigkeit verstummen. Ich mußte arbeiten, um zu leben. Welche angemessene Beschäftigung konnte mir an einem Orte werden, wo Niemand meiner geringen Talente bedurfte? Ich hoffte in der Hauptstadt leichter Mittel zu finden, meine Existenz zu sichern, und durch den Gedanken, daß es mir unter zwei Millionen Menschen leicht gelingen würde, unentdeckt zu bleiben, einigermaßen beruhigt, kehrte ich nach London zurück."

„Nun begann eine schwere trübe Zeit für mich; die Halbheit meiner Erziehung machte sich mir nur allzufühlbar. Wäre ich reich gewesen, so hätte, das Wenige, was ich wußte, vollkommen hingereicht, um mich für very clever gelten zu lassen;

da ich aber darauf angewiesen war, mir durch meine Talente meinen Lebensunterhalt zu erwerben, bemerkte ich bald mit Schrecken, wie wenig ausgebildet diese waren. Ich wußte eine Menge Dinge oberflächlich, aber kein einziges vollständig und ganz. Ich spielte Klavier und Harfe, ich zeichnete und malte, doch in aller dieser Geschicklichkeit hatte ich es nicht weiter gebracht, als tausend Dilettanten. Mit qualvoller Beschämung gestand ich mir, daß ich in jugendlichem Leichtsinn die Gelegenheit, etwas Tüchtiges zu lernen, hatte entgehen lassen; statt mich aber fruchtloser Reue hinzugeben, beschloß ich keine Anstrengung zu scheuen, um das Versäumte nachzuholen. Mein Zeichenlehrer hatte mir oft gesagt, daß ich bei meiner Anlage für Blumenmalerei bei etwas Fleiß Bedeutendes leisten würde; ich beschloß nun, mich auf dieses Fach zu verlegen. Ich zeichnete und malte vom Morgen bis zum Abend und Nachts träumte ich von meinen Blumen. Es ist selten, daß ein wahrhaftes und angestrengtes Bemühen ohne Erfolg bleibt; so gelang es auch mir, in Monaten einzubringen, was ich in Jahren versäumt hatte. Die schlichte, aber vortreffliche Bürgerfamilie, bei der ich wohnte, übernahm es, den Verkauf meiner Gemälde an einen Bilderhändler zu

besorgen. Um unentdeckt zu bleiben, hatte ich meinen Namen verändert, und Niemand ahnte, das die Blumenmalerin Ellen Carrey mit Leonore de Solis ein und dieselbe Person sei. Ich lebte gänzlich zurückgezogen und beschränkte meinen Umgang auf die Wenigen, mit denen ich meiner Angelegenheiten wegen verhandeln mußte. Meine Lage verbesserte sich in dem Maße, als sich mein Talent immer mehr ausbildete. Meine Bilder wurden gesucht, zu bedeutenden Preisen verkauft, und vermuthlich hätte ich noch größern Gewinn daraus gezogen, wenn der Verkauf derselben nicht durch einen Dritten gegangen wäre. Wie dem aber auch sei, mir genügte, was ich hatte, und lieber wollte ich einige Guineen einbüßen, als mit Menschen in Berührung kommen, die mich in frühern Zeiten gekannt haben konnten. Nach drei Jahren angestrengten Fleißes sah ich mich in den Stand gesetzt, einen eignen Herd zu haben. Mit dankbarer Rührung verließ ich die Familie, bei der ich bis dahin gelebt hatte, und bezog dieß Haus, das mir doppelt werth ist, seitdem Sie es betraten. Hier haben Sie die Geschichte meiner letztern Jahre."

„Haben Sie mir Alles gesagt?" fragte Alfred mit liebevollem Ernst. „Ich denke, Sie gaben

mir mehr Ihre äußere als Ihre innere Geschichte. Hat sich in Ihrem Herzen nichts begeben, was der Mittheilung werth wäre? Sie kennen mich genug, um überzeugt zu sein, daß ich nicht aus eitler Neugier frage. Leonore! in wenigen Tagen muß ich England verlassen, vielleicht seh' ich Sie nie wieder. Antworten Sie mir, meine theure, liebe Freundin! Ist Ihr Herz frei und unbesiegt geblieben, wie damals, als ich vergeblich darum warb?"

Leonorens Thränen brachen still hervor. „Lassen wir dieses!" bat sie leise. „Wozu Dinge besprechen, die uns Beiden schmerzlich wären?"

„Nein!" rief Alfred, „schmerzlicher kann mir nichts sein, als Sie leiden zu sehen, ohne Ihnen Trost bieten zu können, und auch Ihr Kummer wird leichter werden, wenn Sie mir ein Theil davon abgeben. Gedenken Sie der frühern Tage! Selbst als Sie meine Hand ausschlugen, sagten Sie mir, daß ich Ihnen theuer sei, wie der geliebteste Bruder; lassen Sie mich jetzt mein brüderliches Recht ansprechen. Glauben Sie meiner Versicherung: meine Leidenschaft für Sie ist zum tiefsten, herzlichsten Wohlwollen geworden, und jede andre Regung in mir erstorben. Sie sind mir werth genug geblieben, um daß ich für Ihr Glück

freudig Alles hinopfern könnte; aber die Hoffnung, Sie zu besitzen, hab' ich längst aufgegeben, und bin nicht so kindisch, da Treue zu fordern, wo mir nie Liebe ward. O Gott! nicht diese Thränen! Sind Sie unglücklich? Ist der Mensch, dem Sie Ihr Herz schenkten, dieser Gabe nicht werth? Was ist's?"

„Nichts, nichts, mein Freund, was Sie beängstigen dürfte," versetzte Leonore mit dem ihr eigenthümlichen trüben, aber süßen Lächeln. „Sie wissen nicht, wie wir Frauen sind: wir weinen oft, wo ein Mann gar keinen Grund zur Traurigkeit sähe; wir überschätzen kleine Liebesbeweise und eben so dünkt uns die geringste Vernachlässigung ein unverantwortlicher Frevel. Das ist Alles."

„Es wird mich freuen, Ihnen, wenn ich Ihre Mittheilungen werde vernommen haben, Ihre Trauer als grundlos verweisen zu können; aber eher lassen Sie mich den Grund derselben erfahren. Ich bin ruhig, kann Alles hören, und daß mein Herz Sie verstehen wird, wissen Sie."

Leonore vermochte Alfred's Bitten, dem Drang ihres eignen Gemüthes, das sich nach so langem Verstummen nach Mittheilung sehnte, nicht zu widerstehen, und begann wie folgt:

„Ja, Alfred, Sie haben Recht, wenn Sie vermuthen, daß es mit meiner Herzensfreiheit vorbei ist. Wie ich sie verlor, mögen Sie nun erfahren. Es sind jetzt zwei Jahre, als ich, ganz in meinen Gedanken vertieft, durch Fleetstreet ging. Ich war ganz allein und schritt eilig fort, um meine Wohnung bald zu erreichen; in meiner Zerstreutheit bemerkte ich das Tilbury nicht, das mich erreichte, als ich eben quer über die Straße ging. Ich überhörte den Zuruf und wich nicht aus; so kam es, daß ich zu Boden geworfen ward. Ich stieß einen Schrei aus, der jedoch mehr vom Schrecken als vom Schmerz erpreßt war, denn ich hatte mich nur leicht verletzt. In einem Augenblick sah ich mich von einer Menschenmasse umringt; ich gerieth in die peinlichste Verlegenheit, und wußte die Fragen, mit welchen man mich bestürmte, nicht zu beantworten. Da trat ein junger Mann auf mich zu, der mir mit bestürzter Theilnahme sagte: ‚Ich bin es, Miß, der so unglücklich war, die Veranlassung zu diesem Unfall zu sein. Sie überhörten den Zuruf meines Grooms, und ich konnte mein Pferd im Lauf nicht aufhalten. Darf ich hoffen, daß Sie unbeschädigt geblieben sind?‘“

„Ich gab ihm diese Versicherung und wollte

versuchen, mich durch die Menschenmenge zu drängen. Er fuhr fort:"

„‚Wenn Sie mir einen Beweis Ihrer Verzeihung geben wollen, so erlauben Sie mir, Ihnen als Begleiter zu dienen. Wenn John Bull einmal in Allarm gebracht ist, kann eine Frau allein seinen etwas stürmischen Demonstrationen schwer entgehen. Gestatten Sie mir, mein unwillkürliches Unrecht wenigstens zum Theil wieder gutzumachen, und Sie aus diesem Pöbelschwarm zu befreien.'"

„Ohne meine Antwort abzuwarten, legte er meinen Arm in den seinigen, und in wenigen Minuten hatten wir die Menge hinter uns. Ich war so heftig erschrocken, daß ich noch an allen Gliedern zitterte; unfähig einen Schritt weiter zu thun, blieb ich stehen."

„‚Mein Gott!' sagte der Fremde mit unverkennbarer Betrübniß. ‚Sie sind unwohl und an dem Allem bin ich Schuld.'"

„‚Ich bin es zum Theil auch,' versetzte ich mühsam; ‚hätte ich Acht gegeben, so wäre das Ganze nicht geschehen. Beunruhigen Sie sich meinethalben nicht. Mir ist schon besser und ich will Ihre Zeit nicht länger in Anspruch nehmen. Meine Wohnung ist nicht mehr fern; ich hoffe sie allein erreichen zu können.'"

„‚Nein, Miß,‘ entgegnete er, ‚ich werde dieß nie zugeben. Sie können mir verbieten an Ihrer Seite zu gehen, aber nichts soll mich abhalten, Ihnen auf dem Fuße zu folgen und darüber zu wachen, daß Ihnen kein neuer Unfall begegne. Nach Ihren Zügen und Ihrer Aussprache zu schließen, sind Sie eine Fremde; Sie wissen nicht, welchen Unannehmlichkeiten eine Frau in den Straßen London's ausgesetzt ist. Erlauben Sie mir, Sie zu begleiten, wenn es auch nur wäre, um unser englisches Sprichwort zu bestätigen: daß selbst der böseste Wind für irgend Jemanden günstig weht.‘“

„Ich hatte keinen Grund sein Erbieten abzulehnen und überdieß fühlte ich mich so schwach, daß es wirklich bedenklich gewesen wäre, meinen Weg allein fortzusetzen. In ziemlich gleichgiltigem Gespräch durchschritten wir die wenigen Straßen, die mich von meiner Wohnung trennten. An der Thür meines Hauses verließ mich Edgar mit einem ehrerbietigen Gruß, und ohne die Absicht auszusprechen, unsre Bekanntschaft fortzusetzen. Bleich und angegriffen betrat ich mein Zimmer, und erzählte der guten Mrs. Rysdale, was mir widerfahren war. Sie beklagte mich, gab mir nervenstillende Tropfen, legte Compressen

auf meinen gequetschten Arm, und somit schien der ganze Vorfall abgethan."

„Er war es nicht. Schon am nächsten Morgen kam Edgar's Groom und überbrachte mir ein Billet seines Herrn, worin sich dieser nach meinem Befinden erkundigte, und mir in den wärmsten, doch zugleich ehrfurchtsvollsten Ausdrücken seine Entschuldigungen wiederholte. Ich gab ihm eine höfliche, doch kurze und bloß mündliche Antwort. An jedem folgenden Tag erschien eine Botschaft von ihm, und bald verwandelte sich der Ton seiner Briefe auf eine Weise, die mein ganzes Gemüth aufregte. Ich war längst wieder hergestellt; er hatte sich nicht mehr nach meinem Befinden zu erkundigen, auch schrieb er mir nicht mehr davon, sondern nur von seinem Wunsch, mich wiederzusehen. Er bat, er beschwor mich, ihm nicht zu verweigern, was man dem Gleichgiltigsten gewährt: eine kurze Unterredung. Seine Worte brachten mein ganzes Herz in Aufruhr; wäre er mir gleichgiltig gewesen, so hätte ich mich mit der Erlaubniß, die er von mir erflehte, losgekauft; aber seine Schönheit, der Adel seines Wesens, Alles bis auf die Vornehmheit seiner Erscheinung hatte einen tiefen Eindruck auf mich gemacht, mit dem ich nicht zu spielen wagte. Endlich erhielt ich

einen Brief, in welchem er mir seine Leidenschaft, die er mich bis jetzt nur hatte ahnen lassen, offen gestand, und die Entscheidung in meine Hand legte. Soll ich es Ihnen gestehen, Alfred? Ich konnte mich bei dem Gedanken, von Edgar geliebt zu sein, einer dunkeln, tiefen Entzückung nicht verwehren. Kalt, starr und dumpf war das Leben gewesen, das ich bisher geführt hatte; nun brach reicher Sonnenglanz in mein trübes Dasein. Ein Glück, das ich nie zu hoffen gewagt, das ich nie geahnt hatte, trat hold lächelnd zu mir — ich hatte nicht die Kraft es zurückzustoßen. Alle Bedenklichkeiten, alle Rücksichten waren mir wie der Staub unter meinen Füßen. Ich war nur so lange schwankend und ungewiß gewesen, als ich Edgar's Neigung bloß vermuthet hatte; jetzt, da sie mir zur seligen Gewißheit geworden war, blieb mir kein Schwanken, keine Wahl. Es schien mir kleinlich und armselig um meine Liebe werben zu lassen; verschenken wollt ich sie, frei und unbedingt, wie das Geschick seine Gaben auf erwählte Stirnen streut. Ich sah Edgar, und unser Bund ward geschlossen."

„Fanden Sie das Glück, das Sie hofften?"

„Ich war sehr glücklich. Edgar's Liebe machte mir das Leben zu einem seligen Fest. Oft wünschte

ch mir zu sterben, weil ich fühlte, daß solche Wonne auf Erden nicht bestehen könne."

„Und ist es nicht so geblieben?"

„Ich hoffe: ja," versetzte Leonore mit unsichrer Stimme. „Meine Liebe für Edgar ist zu heiß, als daß ich an ein Schwinden der seinigen glauben könnte."

„Warum dann Ihre Unruhe, Ihr sichtlicher Kummer?" fragte Alfred zweifelnd.

„Hab' ich Ihnen nicht schon gesagt," entgegnete Leonore mit erzwungenem Scherz, daß wir Frauen wunderliche Geschöpfe sind? Edgar ist im Staatsdienst; seine Geschäfte nehmen den größten Theil seiner Zeit in Anspruch. Ich bin meistens ganz allein; die Einsamkeit läßt uns, wie die Nacht, in ganz unschuldigen Gegenständen oft wahre Schreckbilder erblicken, und so quäle ich mich manchmal mit Befürchtungen, deren Grundlosigkeit ich belächle, wenn ich in Edgar's Auge sehe. Freilich wollen sie seit einiger Zeit selbst vor diesem Zauber nicht immer weichen; ich war thöricht genug, Edgar Vorwürfe zu machen, die ihn um so mehr verletzten, je weniger er sie verdiente; ja es kam selbst zum Streit zwischen uns, und ich mußte meinen unwürdigen Argwohn durch lange

Entbehrung seines Anblicks büßen. Hätt' ich nur immer die Kraft ihm mein Leiden zu verbergen!"

„O ihr armen Frauen!" rief Alfred; „man schlägt euch Wunden und ihr entschuldigt euch noch, daß sie bluten. Doch noch um Eines und zwar um das Wichtigste muß ich Sie befragen: Wenn Edgar Sie wirklich liebt, was hält ihn ab, Ihnen seine Hand zu reichen?"

„Edgar's Zukunft hängt größtentheils von einem hochbejahrten Oheim ab, der nie darein willigen würde, seinen Neffen mit einer armen und mittellosen Fremden vermählt zu sehen."

„Und denkt Edgar kleinlich genug, um sich durch ähnliche Rücksichten bestimmen zu lassen?"

„Er liebt seinen Oheim."

„Mehr als Sie?"

„Wir wollen billig sein. Er ist im Schooße des Ueberflusses geboren und —"

„Das wurden Sie auch."

„Ja wohl! und Gott behüte Jeden vor Lehrjahren, wie ich sie später durchmachen mußte," entgegnete Leonore mit einem Blick gen Himmel. „Indessen ist es nicht jene Bedenklichkeit allein, die Edgar zurückhält. Sein Oheim, Lord Courcey —"

„Courcey?" rief Alfred und sein ganzes Wesen

verrieth die äußerste Spannung. „Und Edgar's Familienname ist?“ —

„Lord Montressor,“ versetzte Leonore unbefangen.

Alfred schien von einem elektrischen Schlag durchschüttert; er erblaßte und sein Blick ruhte mit unbeschreiblichem Mitleid auf Leonoren. Dann machte diese weiche Empfindung einem Ausdruck von Zorn und Verachtung Platz und er wiederholte mit bebender Stimme: „Montressor!“

„Kennen Sie ihn?“ fragte Leonore hastig, denn seine Erschütterung war ihr nicht entgangen und langes Leiden hatte ihren Blick geschärft.

„Ja, ich kenne ihn“, antwortete Alfred kurz.

„Was blicken Sie so finster?“ fuhr sie mit steigender Unruhe fort. „Wissen Sie etwas, das — — nein, nein: Sie wissen nichts, Sie können nichts wissen. Edgar ist Ihnen also nicht unbekannt? Wenn Sie ihn sehen, so sprechen Sie ihm nicht von mir; es könnte ihn gegen mich erzürnen, daß ich unser Geheimniß verrieth. Aber sagen Sie mir, warum der Name Montressor Sie erschreckte?“

„Weil ich nicht glaubte, daß Montressor Sie glücklich machen werde,“ erwiederte Alfred, der sich indessen gesammelt hatte, mit Festigkeit.

„Ist er nicht schön, edel, liebenswerth?“ fragte Leonore ungeduldig.

„Ich bin ein schlechter Richter darüber und meine frühere Leidenschaft für Sie dürfte in Ihren Augen meinem Urtheil seine Giltigkeit rauben. Nein! sehen Sie mich nicht mit so verstörten Blicken an, Leonore! war ich zu selbstsüchtig? War ich nicht immer Ihr treuer, uneigennütziger Freund?“

Die Hoheit seines Wesens spiegelte sich so überzeugend in seinem Blick und Ton, daß Leonore bewegt ausrief: „Sie sind der reinste, edelste der Menschen!“

Er erhob sich zum Gehen. Der Sturm, der seine Seele durchwühlte, ließ sich nicht länger bezwingen und nicht hier durfte er zum Ausbruch kommen. „Gute Nacht, Leonore!“ sagte er ihr die Hand reichend.

— Sie wollen mich schon verlassen?“ fragte sie. Ich habe Ihnen bis jetzt immer nur von mir gesprochen und dagegen nichts von Ihnen gehört, nichts von meiner Flora. O nur einige Worte über sie! Sie ist noch unvermählt? Welche Plane hat Ihre Familie mit ihr? Bleiben Sie noch! ich will von Flora hören.“

„Es ist spät, ich muß Sie verlassen. Wir sehen

uns morgen wieder und dann will ich Ihnen jede Auskunft geben. Noch einmal: gute Nacht!"

Alfred neigte sich zu ihr herab; sie ließ es geschehen, daß er einen leisen, schmerzlichen Kuß auf ihre Stirn drückte.

II.

I have so much endured, so much endure!
Byron.

Leonorens Erzählung überhebt uns der Mühe, dem Leser ihr früheres Leben zu berichten; wir haben nur einige Details nachzutragen, die sie ihm nicht mittheilte, weil ihm die einen schon bekannt waren und ihr Stolz sie zwang, die andern zu verschweigen.

Auf einer Reise, die Lady Gurnett mit ihrer damals achtjährigen Tochter Flora durch das südliche Frankreich machte, traf es sich, daß sie eines Abends in dem ziemlich schlechten Gasthof einer kleinen Stadt absteigen mußte. Man wies ihr ein Zimmer an, das nur eine ganz dünne Wand von dem anstoßenden trennte; dieses war, wie Lady Gurnett auf ihre Fragen erfuhr, von einer kranken Spanierin bewohnt, die mit einem etwa zwölfjährigen Mädchen vor einigen Tagen angekommen war und sich nun durch Krankheit am

Weiterreisen verhindert sah. Das Mitgefühl der Lady ging nicht so weit, sie hier zu hilfreichem Einschreiten zu bewegen; sie verlangte im Gegentheil ein anderes Zimmer, um von dem Stöhnen der Leidenden nicht belästigt zu werden. Da aber alle Räume des Hauses bereits besetzt waren, konnte man ihrem Wunsch nicht genügen und sie mußte sich in Geduld fassen. Lady Gurnett war eben im Begriff sich zur Ruhe zu begeben, als sich im Zimmer der Kranken ein Geräusch erhob, dessen Veranlassung nur zu leicht zu errathen war. Menschen gingen ab und zu, laute Stimmen wurden hörbar und bald entnahm die Lady aus den Worten der Herbeigeeilten, daß die Fremde ausgelitten habe. „Armes Kind! arme Waise!“ sagte eine der anwesenden Frauen laut genug, um daß Flora es vernahm. Durch diesen Ausruf aufmerksam gemacht, fragte sie weiter und nachdem man ihr den ganzen Vorgang erklärt hatte, ließ sie mit Bitten und Flehen nicht nach, bis Lady Gurnett sich ihrem Willen fügte und mit ihr die Waise aufsuchen ging. Sie traten in das offene Zimmer, wo die kaum erkaltete Leiche noch auf dem Bette lag. Es war eine noch junge Frau von seltner Schönheit; doch mochten diese Züge von großen Leiden durchwühlt worden sein, ehe der Tod seine Ruhe dar-

über gegossen und das bittre Lächeln, das auf den entfärbten Lippen zurückgeblieben war, ließ vermuthen, die Fremde sei mehr am gebrochnen Herzen als an einer physischen Krankheit gestorben. Neben ihr kniete ein junges Mädchen und hielt die Hand der Todten fest an den Mund gepreßt; es war Leonore, die ein ungeheures Weh in jener Stunde mündig machte. Sie weinte nicht, sie klagte nicht; nur die Geisterblässe, die auf ihrem Antlitz lag, die Schauer, die ihre zarten Glieder durchflogen, verriethen den zerstörenden Schmerz, den ihre Kindesbrust zerriß. Sie blickte nicht auf, als Lady Gurnett mit Flora eintrat; sie beantwortete keine der an sie gestellten Fragen; schweigend starrte sie auf die todte Mutter, die ihrem Blick bald für immer entzogen werden sollte.

Dieß wortlose ungeheure Weh, das keinen Trost suchte und keinen annahm, war so erschütternd, daß es selbst Lady Gurnett's kalte Seele bewegte und Flora's trotz einer verkehrten Erziehung weich und gut gebliebenes Herz in Mitleid zerfließen machte. In Thränen ausbrechend und kaum wissend, was sie that, schlang sie ihre kleinen Arme um den Hals der jungen Spanierin und bat: „O komm mit uns! du thust dir hier zu weh!"

Leonore verstand nur wenig Französisch, aber

die Seelengüte, das warme Mitgefühl, das in Flora's Kinderstimme lag, waren in jeder Sprache verständlich. Wie aus einer Betäubung erwachend richtete Leonore den Blick ihrer großen, südlich schönen Augen auf die kleine, blondgelockte Engländerin, die mit gefalteten Händchen und bittendem Ausdruck vor ihr stand; dann strich sie mit einer heftigen Bewegung die nachtschwarzen Locken aus dem bleichen Gesicht, blickte wild um sich und stürzte mit einem Schrei ohnmächtig zu Boden.

„O Mutter! liebe Mutter! verlaß die arme Fremde nicht," flehte Flora immer bitterlicher weinend. Sie muß sonst gewiß auch sterben. In Gurnett-Castle ist Platz für uns Alle; ich will ihr mein Bett geben und meine Spielsachen mit ihr theilen, nimm sie nur zu uns! Ich wünschte mir immer ein Schwesterchen: jetzt kannst du mir leicht eines geben. Thu's doch! Wenn du die arme Waise aufnimmst, so will ich recht artig sein, immer französisch sprechen und Mademoiselle Lebran keinen Verdruß machen. Liebe Mutter! Nur dieß Mal thue, was ich von dir begehre."

Wenn es Flora eingefallen wäre, den Mond vom Himmel herunter zu verlangen, so würde ihre Mutter wenigstens versucht haben, diesem un-

sinnigen Verlangen zu entsprechen; um so leichter ward es Flora, ihren Willen in einer Sache durchzusetzen, von welcher die Lady trotz ihrer angebornen Herzenskälte sich gestehen mußte, sie sei recht und edel und die ihr noch überdieß die Gelegenheit verschaffte, eine Protectionsmiene anzunehmen, was sie sehr gern that. Vielleicht hätte sie sich dessenungeachtet länger besonnen, wäre sie nicht durch die Vornehmheit und den Adel, die in Leonorens Erscheinung lagen, bestochen worden. Die stolze Haltung der jungen Spanierin, die ungemeine Zierlichkeit ihrer Hände und Füße, das Aristokratische ihrer Gesichtsbildung ließ auf eine vornehme Abkunft schließen und der Gedanke, daß ihr Schützling nicht den untern Ständen angehöre, war eine große Beruhigung für die vorurtheilsvolle Dame. Am nächsten Morgen erklärte Lady Gurnett den Gerichtspersonen, die sich einfanden, um den Nachlaß der Verstorbenen in Verwahrung zu nehmen, ihren Entschluß, sich der Waise anzunehmen. Man war um so zufriedner damit, als Leonore sonst dem öffentlichen Mitleid zur Last gefallen wäre, und mit großen Lobsprüchen auf die Mildthätigkeit der Lady überließ man ihr das junge Mädchen, ohne sich um das Weitere zu bekümmern. Aus den Papieren der Verstorbenen ging hervor,

daß sie die Wittwe des Grafen Ramon de Solis war, der durch Riego's verunglückte Verschwörung einen blutigen Tod gefunden hatte. Seine Güter waren confiscirt worden und Donna Estevania mit ihrer Tochter aus Spanien geflohen, wo es fortan keine ruhige Stätte mehr für sie gab, wo ihre Verwandten sie verläugneten und die Feinde ihres Gatten noch an seiner Wittwe und seinem Kinde Rache zu nehmen suchten. Sie hatte sich nach Frankreich gewendet; aber das Herz der unglücklichen Frau war gebrochen; der Tod hatte sie ereilt, ohne ihr Zeit zu lassen für Leonorens Zukunft zu sorgen. O, mit welcher Verzweiflung mochte diese Mutter von ihrem hilf- und freundlosen Kind geschieden sein! Donna Estevania's Papiere, so wie der Schmuck und die unbedeutende Summe, die sich in ihrem Nachlaß vorfanden, wurden nach Vollziehung der gerichtlichen Formalitäten an Lady Gurnett übergeben und schon am nächsten Tage verließ Leonore mit ihrer neuen Beschützerin die Stadt, wo sie ihr Liebstes verloren hatte.

Wir wissen bereits, auf welche unerquickliche Weise sich Leonorens Stellung in Lady Guernett's Hause gestaltete; die Schuld der zahlreichen Zerwürfnisse lag sowohl in der Herzenskälte und Schonungslosigkeit der Lady als in Leonorens

hochfahrendem Stolz und leidenschaftlicher Reizbarkeit. Selbst ihre warme, aufrichtige Liebe zu Flora blieb nicht frei von jener Herbheit, die ein ihren innern Bedürfnissen widerstrebendes Loos in ihr Gemüth gebracht hatte; sie war nicht undankbar; aber jede Wohlthat schnitt wie eine Demüthigung in ihr allzu empfindliches Herz. Jahre verstrichen und Leonore begann alle Blicke auf sich zu ziehen; ihre Schönheit war weder untadelig noch unbestreitbar; doch war es unmöglich, dieß Gefühl voll Geisteskraft und Hoheit, dessen warme Färbung ein Abglanz der südlichen Heimath schien, je wieder zu vergessen, wenn man es einmal gesehen oder diesen Blick, welchen Glut und Energie fast hart erscheinen ließen, je wieder aus dem Gedächtniß zu verlieren. Alfred Barney, ein entfernter Verwandter der Familie Gurnett, empfand die Macht ihrer Reize tief genug, um ihr Herz und Hand anzubieten. Sie schlug Beides aus; denn sie konnte Alfred nur wie einen Bruder lieben, und war zu edel, zu wahrhaft, um ihn über ihre Gefühle zu täuschen. Mit blutender Seele riß sich Alfred los und verließ England, um im fernen Canada zu versuchen, ob Entfernung, Arbeit und strenge Pflichterfüllung im Stande seien, ein krankes Herz zu heilen. Der Versuch gelang ihm besser,

als er es zu hoffen gewagt hatte. Seine Heiterkeit kehrte zurück und er log nicht, wenn er Leonoren sagte, daß seine frühere Leidenschaft zum innigsten Wohlwollen, zur reinsten, selbstvergessendsten Freundschaft geworden sei. Je wärmer und herzlicher diese war, um so tiefer mußte es ihn betrüben, durch Leonorens Mittheilungen zu erfahren, daß sie, ohne es zu wissen, in Verhältnisse verflochten sei, von denen nur Schmerz und Schmach zu erwarten standen.

Leonore war in ihren Bekenntnissen, in so fern sich diese auf Edgar bezogen, nur halb aufrichtig gewesen. Sie hatte verschwiegen, daß dieß Verhältniß, in welchem sie einst ihr ganzes Glück gefunden hatte, nur mehr ein Quell von Bitterkeit und schmerzhaften Erschütterungen war. Es war nach und nach so gekommen; Leonore selbst hätte nicht anzugeben gewußt, an welchem Tag der finstre Geist des Unfriedens sich bei ihr eingeschlichen, an welchem Tag die Freude sie verlassen hatte. Schon seit Monaten bemerkte sie eine große Veränderung in Edgar's Wesen. Trotz der Freundlichkeit, mit der er sie behandelte, entging es ihr nicht, daß sein Lächeln erkünstelt, seine Worte berechnet waren, und daß ein schlecht verhehlter Zwang in seinem Benehmen lag. Oft war er zer-

ſtreut und einſilbig. Wenn er ſich dann von ihr beobachtet fühlte, nahm er plötzlich wieder einen leichten, ſcherzhaften Ton an, und ſprach mit erzwungner Lebhaftigkeit über die gleichgiltigſten Dinge, um nur die ernſtern, ſchwerern nicht zur Sprache kommen zu laſſen. Eine kalte Hand griff an Leonorens Herz. Sie ſtellte Edgar zur Rede, und da ſeine ausweichenden Antworten ihr nicht genügten, kam es zu Scenen, die zwar gewöhnlich mit einer Verſöhnung endigten, aber Edgar's ohnehin ſchon erkaltete Liebe zu noch raſcherm Ende führten. Wie es häufig geſchieht, ſo wuchs auch in dieſem Falle Leonorens Leidenſchaft in dem Maße, als die Neigung des jungen Mannes abnahm. Die Schonung und Aufmerkſamkeit, womit er ſie für den Verluſt ſeiner Liebe zu entſchädigen ſuchte, konnten den brennenden Durſt ihres Herzens nicht löſchen. Das ungeſtillte Bedürfniß, das raſtlos an ihrer Seele nagte, machte ſie ſo ungleich, ſo launenhaft, ſo tyranniſch, daß Edgar deſſen bald müde wurde. Dieſe beſtändigen Stürme und leidenſchaftlichen Ausbrüche beunruhigten ſein Leben, und beeinträchtigten die Freiheit ſeines Geiſtes. Er kam immer ſeltner; doch das Uebel, dem er entfliehen wollte, ward dadurch nur ärger. Schon längſt machten innere Urſachen eine Trennung

nothwendig; jetzt traten äußere Gründe hinzu, die sie noch unvermeidlicher bedingten. Trotz des widerstrebenden Mitleids, dessen er nicht ganz Herr zu werden wußte, hatte er es gewagt, bei seinem letzten Besuch bei Leonoren ein Wort darüber fallen zu lassen; sie nahm diese leise Andeutung mit einer Verzweiflung auf, die Edgar's Herz zerriß und die, wenn sie auch seinen Entschluß nicht änderte, ihm doch die Kraft raubte, sich so schonungslos zu erklären, wie er sich's vorgenommen hatte. Es kam auch dießmal zu keiner Entscheidung; er hatte nicht den Muth, dieß zuckende, blutende Herz vollends zu brechen, wenigstens wollte er es nicht brechen sehen. Er verließ Leonoren mit dem festen, aber verschwiegnen Entschluß, nicht wieder zu kommen. Wochen vergingen. Der Strom des politischen Lebens, das Gewühl des geselligen Treibens, neu eingegangene Verbindungen ließen Edgar keine Zeit, an Leonoren zu denken, während die Unglückliche in ihrer Einsamkeit keinen andern Gedanken hatte, als nur den an ihn. Er kam nicht wieder. Die Briefe, die sie an ihn richtete, blieben unbeantwortet, bis auf denjengen, den sie ihm an dem Morgen des Tages, an welchem unsre Erzählung beginnt, geschrieben hatte. Dießmal war der Aus-

druck ihres Leidens so herzzerreißend gewesen, daß Edgar die Nothwendigkeit fühlte, diesen Qualen um jeden Preis ein Ende zu machen. Er versprach, sie im Lauf des Tages zu besuchen, doch änderte er bei ruhigerer Ueberlegung diesen Vorsatz und seine Zusage blieb, wie wir bereits wissen, unerfüllt.

III.

O honte! ce n'est par seulement une femme
C'est l'honneur, c'est la foi, la pitié, le serment
Voilà ce que cet homme a trahi lâchement!

Victor Hugo.

Nach einer großentheils schlaflos zugebrachten Nacht hatte Leonore ziemlich spät das Bett verlassen, und betrachtete eben mit einer bittern Empfindung ihr verwachtes, verstörtes Gesicht im Spiegel, als ihr ein Brief von Edgar überbracht wurde. Ihr Herz jauchzte empor. Gewiß erhielt er die Rechtfertigung seines gestrigen Ausbleibens, vielleicht gar das Versprechen seines heutigen Kommens. Hastig erbrach sie den Brief, und las:

„Leonore! Nicht Fühllosigkeit für Ihr Leiden, sondern vielmehr die Furcht, es zu tief mitzufühlen, hinderte mich, Sie gestern zu besuchen. Ich habe Ernstes und Wichtiges mit Ihnen zu besprechen und vermöchte wohl kaum, es mündlich

zu thun. Ihre Thränen würden mich zu schmerzlich rühren; Ihre Heftigkeit würde die ruhige und friedliche Erklärung, die ich mit Ihnen zu haben wünsche, in eine leidenschaftliche Scene verwandeln; wir würden uns nur foltern und die endliche, nothwendige Entscheidung bliebe vielleicht wieder verschoben. Ich mache mir Vorwürfe darüber, daß ich bis jetzt damit zögerte; es ist für uns Beide besser, den bittern Kelch rasch und auf einmal zu leeren. Könnte ich den Schmerz, den ich Ihnen bereiten muß, statt Ihrer ertragen, ich thät' es gern; allein ich kann es nicht, und der einzige Trost, den ich Ihnen zu bieten habe, ist, daß ich in diesem Augenblick leide, wie Sie."

„Wir müssen scheiden. Die Nothwendigkeit unsrer Trennung ist in unsrer innersten Natur begründet. Ein großer, unheilvoller Irrthum hielt uns Beide befangen, als wir glaubten, für einander geschaffen zu sein. Nur eine momentane Leidenschaft brachte eine scheinbare Gleichheit zwischen uns hervor; in der Wirklichkeit sind unsre Charaktere so völlig verschieden, ja einander so schroff entgegengesetzt, daß von einem wahren, innigen Verständniß, dieser Grundbedingung aller Liebe, zwischen uns nie die Rede sein kann. Nein, Leonore! glauben Sie nicht, daß ich Ihren Werth

verkenne. Ihre Gesinnung ist die uneigennützigste, edelste, Ihre Seele die hingebendste, die ich kenne. Der würdige Stolz, mit dem Sie Alles, was ich Ihnen anbot, zurückwiesen, und nichts besitzen wollten, als mein Herz, müßte selbst dem boshaftesten Feinde Achtung abzwingen. Dieß Alles erkenne ich; aber unsre Trennung ist darum nicht weniger unvermeidlich. Wir taugen nicht für einander. Die sturmvolle Glut Ihres Wesens würde mich immer nur stören und ängstigen; die nordische Kälte des meinigen würde Sie tausend Mal verletzen, und in Kämpfen und Schmerzen verginge unser ganzes Leben. Das darf nicht geschehen. Unsre Geister können sich nur begegnen, um sich zu bekriegen. Die Schuld davon liegt weder an Ihnen noch an mir; denn was können wir für unsre Wesenheit? Glauben Sie etwa, ich habe nicht gelitten, wenn ich Sie weinend und flehend vor mir sah, und trostlos empfand, es stehe nicht in meiner Macht, Ihnen zu helfen? O, ich weiß von bittern Stunden zu erzählen, so gut wie Sie! Doch wir wollen nicht Vergangenes besprechen, und jede feindliche Erinnerung sei fern von uns. Aber wiederholen dürfen sich jene Scenen nicht; keine menschliche Seele wäre stark genug, diese Kämpfe nochmals durchzuringen, ohne zu ermatten.

Lassen Sie uns für immer scheiden. Sie sind würdig und fähig, das edelste Herz zu beglücken; verschwenden Sie Ihre Liebe nicht länger an mich, der sie vielleicht nur darum nicht erwiedert, weil er zu tief unter Ihnen steht. Vergeben Sie mir, Leonore, den unseligen Irrthum, der mich Sie aufsuchen hieß; vergeben Sie mir die Leiden, die ich Ihnen bereitete und diesen letzten Schmerz, den ich Ihnen zufüge. Bei Gott! ich täuschte mich selbst mehr als Sie, und trage nun die Strafe dafür, indem ich mit meinem Kummer auch Ihren Jammer fühlen muß. Meine Seele ist um so betrübter, je fester und unwandelbarer mein Entschluß ist. Von diesem Augenblick an trennen sich unsre Pfade für immer."

„Die treue Ergebenheit, die Sie mir stets bewiesen, gibt mir den Muth, Sie noch um Eines zu bitten: verlassen Sie England. Dieß Opfer kann nicht groß für Sie sein; denn ich weiß, daß Sie dieß Land nicht lieben und daß selbst Ihre Gesundheit Ihnen den Aufenthalt in einem wärmern Klima wünschenswerth macht. Kehren Sie in Ihre Heimath zurück. Wenn Sie dieß nicht wollen, so gehen Sie nach Frankreich oder Italien; aber als letzten Liebesbeweis fordre ich von Ihnen, nicht in England zu bleiben. Es ist nicht

mehr als billig, daß ich, indem ich diese Forderung an Sie stelle, Ihnen auch die Mittel an die Hand gebe, ihr zu genügen. In keinem andern Falle würde ich gewagt haben, Ihnen Geld anzubieten; doch in diesem, wo Sie um meinetwillen eine durch Ihre Talente und Ihren Fleiß gesicherte Existenz aufgeben sollen, müssen Sie mir erlauben, Sie dafür wenigstens theilweise zu entschädigen. Sie erhalten zugleich mit diesem Brief eine Anweisung an meinen Banquier. Ich habe die Benennung der Summe, die er Ihnen auszahlen soll, leer gelassen, und bitte Sie, den freien Raum nach Ihrem Gutdünken auszufüllen. Mr. Syman wird jeden Ihrer Befehle vollziehen. Es ist dieß kein Geschenk, das ich Ihnen anbiete, sondern eine Schuld, die ich bei Ihnen abtrage, und wenn Sie mich jemals liebten, so verschaffen Sie mir jetzt die Beruhigung, Ihre Zukunft gesichert zu wissen. Es wäre mir zu schrecklich, wenn ich Sie mir mit Sorgen ringend denken müßte. — Leben Sie wohl, Leonore! Kennte ich Sie minder genau, so wollte ich mich der Hoffnung hingeben, daß wir uns einst als Freunde begegnen werden; aber ich weiß nur allzu gut, daß dieß Unmögliches von Ihnen erwarten hieße. Wir dürfen uns nie wiedersehen; doch stets werde ich

an Ihrem Schicksal warmen Antheil nehmen, und mein Herz wird sich erleichtert fühlen, wenn ich jemals vernehme, daß Sie das Glück fanden, das Sie verdienen, und ich Ihnen nicht bereiten konnte.

Edgar Montressor."

Leonore blieb starr und stumm, wie ein Steinbild. Bei schweren Schicksalsschlägen hilft es uns nichts, daß wir sie längst vorhersahen; sie treffen uns doch mit der zermalmenden Gewalt unerwarteten Unglücks. Wie den Athemzug eines über Alles theuern Kranken hatte sie Edgar's hinsterbende Liebe überwacht; mit ahnendem Grauen hatte sie den Pulsschlag dieser Neigung immer schwächer werden gefühlt. Als er nun aber gänzlich still stand, blieb sie betäubt, entsetzt, vernichtet, als hätte das Feuer des Himmels ein frisches, üppigblühendes Leben verzehrt. Sie hatte so lange gehofft, gezweifelt, gefürchtet, daß ihr das Weilen am Rande des Abgrunds fast gewohnt worden war. Erst jetzt, als die letzte Scholle sich unter ihren Füßen loslöste und sie mit ihr in die schauerliche Tiefe hinabstürzte, durchschütterte sie jähes Entsetzen, und mit blutenden Händen klammerte sie sich an Felsgerölle und Dornen, um nicht

ganz zerschmettert zu werden. Sie weinte nicht, aber ihr krampfhaftes Händeringen, die unarticulirten Laute, die sie ausstieß, waren herzzerreißender als tausend Thränen. Langsam erhob sie sich. Wie ein Mensch, der, nachdem er den Todesstreich empfangen, noch einige Schritte thut, eh' er hinstürzt, schwankte sie durch das Zimmer. „Verloren! verloren!" stammelte sie kaum hörbar. „O, der Elende, der mein Herz von sich stößt, weil es zu heiß, zu liebend schlägt!" Sie stand still; ein Gedanke schien in ihrem Geiste aufzudämmern. „Ich will ihn sehen," sagte sie nach einer Weile mit finstrer Entschlossenheit. „Es wäre allzu leicht, ein Weib an sich zu locken, zu bethören und sich dann abzuwenden und zu sagen: Geh! wir taugen nicht für einander. Nein! nein!" fuhr sie mit wilder Heftigkeit fort, „er soll mir gegenüber stehen, mein Auge will ich in seines bohren, und —" Sie vermochte nicht zu vollenden. Mit einer verzweiflungsvollen Bewegung schlug sie die Hände vor's Gesicht. Dann riß sie sich mit Gewalt empor, warf hastig einen Mantel um und eilte fort.

Fast besinnungslos schritt sie durch die Straßen Londons. Die Vorübergehenden, denen ihre Bläße, ihr verstörter Blick, das Unregelmäßige ihres Ganges auffiel, betrachteten sie mit Verwunderung;

und mochten sie für eine Wahnsinnige halten. Sie bemerkte nichts davon; von der Höhe ihres Schmerzens herab sah sie die Welt nicht mehr. Endlich erreichte sie Regent's Quadrant, und stand vor Edgar's Hotel. Ein heftiges Zittern befiel sie; sie mußte sich an das Gitter lehnen, um nicht hinzusinken. „O, ewige Gerechtigkeit!" stöhnte sie vergehend.

Diese augenblickliche Schwäche wich bald einem neuen Ausbruch von Schmerz und Entrüstung. „Bei Gott! er steckt mich mit seiner Feigheit an;" sagte sie mit einem Lächeln voll Verachtung, und trat schnell in das Haus.

„Mit wem wünschen Miß zu sprechen?" fragte sie der Portier.

Es ist eine der demüthigendsten Empfindungen, wenn wir in Augenblicken, wo unsre Seele mit einem riesengroßen Schmerz kämpft, durch die gleichgiltige Frage eines Dritten an die Außenwelt erinnert werden, mit der wir nichts mehr gemein haben. Leonore zögerte. „Ist Lord Montressor zu Hause?" fragte sie dann.

„Allerdings," versetzte der Portier, dem der Besuch einer jungen, schönen Dame bei seinem Herrn verdächtig scheinen mochte, mit verschmitztem Lächeln.

Sie beachtete es nicht, und schritt die breite, mit Statuen besetzte Treppe hinan. Im Vorzimmer trat ihr Wilton, Edgar's Kammerdiener, der sie kannte, entgegen. „Sie hier, Miß?" fragte er sehr erstaunt.

„Ja, ja, ich bin es;" versetzte sie kurz, während ihre gepreßte Brust vergeblich nach Luft rang. „Ich muß mit Lord Montressor sprechen; führen Sie mich gleich zu ihm."

„Mylord hat eben jetzt Besuch; es wird ihm unmöglich sein, Sie zu empfangen."

„Unmöglich?" rief Leonore, indem sie rasch der Saalthür zuging. „Ich will es ihm möglich machen."

„Miß Carrey!" sagte Wilton, der ihr auf dem Fuße folgte, und sie mit Gewalt zurückhielt. „Besinnen Sie sich! Was wollen Sie thun?"

„Ich habe es Ihnen bereits gesagt; ich muß mit Lord Edgar sprechen und ich werde es."

Wilton betrachtete sie genauer; er bemerkte den unsäglichen Jammer, der in ihren Zügen lag und obgleich ihm der Grund desselben unbekannt war, konnte er sich des Mitleids nicht erwehren. „Sind Sie unwohl, Miß?" fragte er besorgt.

„Nein; aber Sie werden mich tödten, wenn Sie mich länger hier zurückhalten. Ich will zu Edgar."

„Es ist so, wie ich Ihnen bereits versicherte," entgegnete Wilton. „Mylord hat in diesem Augenblick Besuch, und wenn Sie, Miß, darauf bestehen mit ihm zu sprechen, so muß ich Sie bitten, zu warten, bis er allein sein wird. Natürlich können Sie nicht hier im Vorsaal bleiben; wollen Sie mir in das Cabinet folgen, das an Mylord's Arbeitszimmer stößt?"

Sie ging diesen Vorschlag ein. Wilton führte sie in das Cabinet und ließ sie allein, nachdem er ihr das Versprechen gegeben, sie zu benachrichtigen, wenn Edgar's Besuch sich entfernt haben werde. Erschöpft und gleichsam zerschmettert sank Leonore auf einen Stuhl; sie verlangte mit wilder Ungeduld nach dem Augenblick, der ihr Edgar gegenüberstellen sollte und dennoch graute ihr davor, und eine dunkle, entsetzliche Ahnung regte sie bis zum Wahnsinn auf. Sie hatte seinen Brief vom heutigen Morgen mitgenommen; wie Feuer brannte er in ihren Händen. Unfähig einen Gedanken festzuhalten, legte sie das glühende Haupt auf den Tisch und verfiel in jene dumpfe Betäubung, die zerstörenden Erschütterungen zu folgen pflegt, und die es Napoleon möglich machte, nach der Schlacht von Waterloo mehrere Stunden fest und tief zu schlafen. Plötzlich ward sie durch den

Laut zweier wohlbekannter Stimmen aufgeschreckt. Sie richtete sich auf und horchte; ihr Name ward genannt. Leise erhob sie sich von ihrem Sitze und indem ihr ganzes Leben in's Ohr trat, belauschte sie das folgende Gespräch.

„Sie wird es nicht ertragen," sagte Alfred, den sie an der Stimme erkannte.

„Die Nothwendigkeit wird sie's lehren," versetzte Lord Edgar.

„Sie wissen nicht, wie sehr Leonore Sie liebt."

„Ich weiß es leider; aber Sie wissen nicht, welche Qual es ist, so geliebt zu werden."

Alfred schwieg eine Weile; die Aeußerung des Lords schien ihn feindlich berührt zu haben. Dann nahm er mit erzwungener Ruhe das Wort: „Hören Sie mich an, Edgar. Ich bin nicht hergekommen, um Ihnen Vorwürfe zu machen, obgleich ich als Lady Flora's Verwandter das Recht hätte, Sie zur Rede zu stellen. Wir wollen uns nicht über Dinge entzweien, die nicht zu ändern sind, sondern nur darauf bedacht sein, die jetzigen Wirren zum bestmöglichen Ende zu bringen. Leonore war mir einst sehr werth und auch jetzt werde ich nicht dulden, daß ihr Unrecht geschehe. Sie haben nicht so an ihr gehandelt, wie Sie sollten, Sie —"

„Lassen Sie auch mich sprechen," unterbrach ihn Edgar, und Sie werden mich billiger beurtheilen. Ich bin kein Geck, kein Lovelace; ein unglückseliger Zufall machte mich mit Leonoren bekannt. Ihre Neigung kam mir entgegen; ich brauchte sie nur aufzunehmen. Ich glaubte glücklich mit ihr sein zu können; es kam anders. Die schroffe Verschiedenheit unsrer Charaktere trat bald hervor und wir machten uns einander das Leben zur Hölle. Ich beschuldige Leonoren darum nicht; sie hat vielleicht noch mehr gelitten, als ich. Hätte ich allein die Qual dieses Zwiespalts zu ertragen gehabt, vielleicht wäre ich standhaft geblieben. Als ich aber auch Leonoren sich in Gram verzehren sah, als jede unsrer Zusammenkünfte zu einem Quell von Streit und Verzweiflung wurde, da erkannte ich, daß ich nichts zu ihrem Glücke vermochte; erkannte, daß wir uns Beide getäuscht hatten und begann mich zurückzuziehen. Wenn ich Vorwürfe verdiene, so ist es über die Schwäche, die mich abhielt, schon damals jenes Band zu zerreißen. Ich sah ein, was geschehen müsse und vermochte nicht es zu vollbringen. Leonorens Liebe störte, beunruhigte, verdüsterte meine Tage; aber ich hatte nicht den Muth, diese Liebe von mir zu weisen; denn sie weinte und war zerrissnen Herzens. Süß-

ten Sie, in welcher innern Zerfallenheit, in welchem rastlosen Unfrieden mit mir selbst ich jene Zeit verbrachte, Sie würden mich bedauern. Da trat ein neues Ereigniß in mein Leben: ich lernte Lady Flora kennen. Ihre engelhafte Schönheit, ihre unbeschreibliche Anmuth, die klare frische Heiterkeit ihres Wesens machten einen Eindruck auf mich, von welchem ich mir anfangs keine Rechenschaft ablegte, welchen ich aber bald für Liebe erkannte. Sie flößte mir jene Anbetung ein, die man nur für ein so himmlisch reines, von keinem bösen Hauch der Welt getrübtes Geschöpf empfinden kann! selbst in den längst entflohnen Tagen der Leidenschaft hatte ich Leonore nie so tief, so beseligend geliebt. — Mein Oheim wünschte meine Verbindung mit Flora; mein Herz sah in ihrem Besitz sein höchstes Glück und nur der Gedanke an Leonore machte mich einen Augenblick schwanken. Mit Unrecht, sagte ich mir selbst; denn hätten auch jene Gründe, die unsre Trennung bedingten, nicht bestanden, so wären meine gesellschaftliche Stellung und meine Familienverhältnisse doch immer unübersteigliche Hindernisse zwischen Leonore und mir gewesen."

„Hat Ihnen Leonore nicht gesagt, daß sie eine Gräfin de Solis ist?"

„Wohl hat sie dieß; doch die Welt würde sich mehr, als an Leonorens Stammbaum, an die Thatsache halten, daß sie viele Jahre hindurch nur von Lady Gurnett's Mildthätigkeit und in Verhältnissen lebte, die sehr nahe an Dienstbarkeit grenzten. Erwägen Sie selbst, Alfred, ob es mir erlaubt ist, mir aus dieser Klasse eine Gattin zu wählen. Meine Standesgenossen würden mir einen solchen Schritt nie verzeihen und Leonore selbst hätte zahllose Demüthigungen zu ertragen."

„Meinen Sie, daß sie jetzt das Haupt freier und stolzer erheben kann? fragte Alfred scharf."

Der Lord verstummte. „Lassen Sie mich erst meine Erzählung beendigen," sagte er dann.

„Flora's holdselige Anmuth drängte Leonorens Bild immer mehr in den Hintergrund; mein Wunsch, Ihre Verwandte mein zu nennen, ward immer wärmer und dießmal trat mein Verstand völlig auf die Seite meines Herzens. Lord Courcey hielt in meinem Namen um Flora's Hand an, sie ward mir zugesagt! Wenige Tage später erfolgte unsre Verlobung. Sie waren damals eben angekommen und —"

„Und ich erhalte nun den Schlüssel zu dem räthselhaft verschlossnen und befangnen Wesen, das ich am Verlobungsabend an Ihnen bemerkte."

„Ich liebte Leonoren längst nicht mehr; dennoch drängte sich ihr Bild an jenem Abend unaufhörlich vor meine Phantasie. Ich sah sie vor mir stehen mit ihrem großen, strengen Blick, ihrem tragischen Lächeln, mit all der schmerzhaften Glut ihres Wesens. Von nun an führte mich nur noch die Absicht, mich offen zu erklären, zu ihr; da ich aber, sobald ich diese Saite auch nur leise anklang, auf den heftigsten, verzweiflungsvollsten Widerstand stieß, blieb ich gänzlich aus. Nur gestern, nachdem ich einen Brief voll Flammen und Thränen von ihr erhielt, ließ ich mich zu dem Versprechen hinreißen, sie zu besuchen. Bei genauerer Erwägung überzeugte ich mich von der Zweckwidrigkeit dieser Zusage und statt zu kommen, schrieb ich ihr heute, um sie von meinem unerschütterlichen Entschluß in Kenntniß zu setzen. Bald nachdem ich diesen Brief abgeschickt hatte, kamen Sie. Ich würde es vergeblich versuchen, Ihnen mein Erstaunen zu schildern, als ich Sie von meinem Verhältniß mit Leonoren unterrichtet sah. Keinem Andern würde ich Rede gestanden sein. Vor Ihnen suchte ich mich zu rechtfertigen; denn ich schätze und ehre Sie und außerdem liegt jetzt auch mein Loos in Ihren Händen. Sie kennen die strengen, starren Grundsätze der Gurnetts; wenn

ſie die wahre Sachlage auch nur ahnten, würde nichts in der Welt ſie abhalten können, mir die Hand ihrer Tochter zu verweigern. Doch Sie ſind edel und werden die Macht, die Ihnen der Zufall über mich gab, nicht mißbrauchen. Flora liebt mich, ſie iſt mein Alles, nie—"

„Und Leonore? Was ſoll aus Leonoren werden?" unterbrach ihn Alfred mit ſtarkem Nachdruck.

„Immer dieſer Name!" rief der Lord ungeduldig. Ueberall, wo ich einen Freund zu begegnen hoffe, tritt er mir zerſtörend entgegen. Und warum ſollte ſie ſich nicht in das Unvermeidliche fügen? Sie iſt doch wahrlich kein Kind mehr. Dieſelbe Leidenſchaftlichkeit, die ſie jetzt an mich kettet, wird ſie, vielleicht bald, an eine andre Bruſt werfen; ſie wird ſich in einen Andern verlieben und Alles wird vergeſſen ſein."

Kaum war dieſe Aeußerung Edgards Lippen entflohen, als er ſie auch ſchon bereute. Alfred erbleichte vor Zorn; doch eh' er noch ein Wort der Entgegnung gefunden hatte, öffnete ſich die Thür des Nebenzimmers und Leonore erſchien auf der Schwelle. Jeder Blutstropfen war aus ihrem Angeſicht gewichen; ihre Augen ſtrahlten in dem ſchauerlichen, metalliſchen Glanze des Wahnſin-

nes; ihr rechter Arm war ausgestreckt, als suche sie eine Stütze.

Der Lord wich entsetzt einen Schritt zurück; Alfreds Herz war von unaussprechlichem Erbarmen zerrissen. Er näherte sich der Unglücklichen und ihre Hand ergreifend, fragte er mit sanftem Vorwurf: „Leonore, was suchen Sie hier?"

Sie wand sich von ihm los und that einige Schritte vorwärts. Alle mystischen Glorien des Schmerzes umflossen ihr Haupt, als sie mit furchtbarer Ruhe sagte: „Gehen Sie, Alfred! Ich habe mit diesem Menschen zu sprechen."

„Nein! ich verlasse Sie nicht."

„Alfred!" sagte sie mit hohler Stimme, indem sie mit einer flehenden Geberde nach der Thür wies.

Er sah tiefer in ihre qualentstellten Züge und verstand sie; in stummer Ergebung neigte er das Haupt und verließ das Zimmer. Edgar stand noch immer, wie versteinert an derselben Stelle; Leonore glitt geisterhaft, geräuschlos bis zum nächsten Stuhl, auf dem sie kraftlos niedersank.

„Sie wird sich in einen Andern verlieben und Alles wird vergessen sein," murmelte sie dumpf, wie im Traum Edgars übereilte Worte wiederholend.

„Leonore," sagte der Lord leise, den Blick zu Boden senkend, „vergeben Sie mir eine Rohheit, die ich mir nie vergeben werde."

„O, keine Entschuldigungen!" versetzte Leonore mit unheimlichem Lachen. „Ich muß Ihnen vielmehr für Ihre Offenheit danken; freilich war sie nur unwillkürlich."

Sie hielt einen Augenblick inne, und ließ ihren Blick mit zermalmender Gewalt auf Edgar lasten, dann fuhr sie dumpf und langsam fort und schien zu vergessen, daß ihr Jemand zuhöre: „Worüber habe ich mich auch zu beklagen? Man lockt ein Weib an sich; man gewöhnt die Thörin daran, sich geliebt zu wähnen, und wenn man ihrer überdrüßig wird, durchwühlt man ihr Wesen, um einen Fehler darin aufzufinden; — dieser Fehler wird zur Waffe, womit man sie tödtet. O, es ist ganz natürlich und einfach zugegangen!"

Sie verhüllte sich das Gesicht; Edgar näherte sich ihr und sagte mit unsichrer Stimme:

„Aus Barmherzigkeit! sprechen Sie nicht so mit mir. Ich hatte Unrecht, die ganze Schuld ist auf meiner Seite. Die Kränkung, die ich Ihnen zufügte, kann Ihnen nicht schmerzlicher sein, als mir."

„Gott behüte!“ fuhr sie mit demselben herzzerschneidenden Hohne fort. „Sie werden sich doch nicht entschuldigen wollen?“

„Leonore!“

„Nein, nein! das Unrecht ist auf meiner Seite. Warum liebte ich Sie? Sie forderten es ja nicht. Meine Liebe kam Ihnen entgegen, und weil sie zerriss'nen Herzens war, hatten Sie nicht den Muth, sie zurückzuweisen, und warfen mir Schwüre und Betheurungen als Almosen hin. Jahrelang nahmen Sie sich die Mühe, mich zu betrügen; wie undankbar müßt' ich sein, darüber zu klagen!“

„Leonore! ich habe Sie geliebt.“

„Sie lügen.“

„Ich habe Sie geliebt; aber unsre Naturen stießen sich feindlich ab.“

„Unsre Naturen? Sie waren mit Alfred so aufrichtig; warum wollen Sie's nicht auch mit mir sein? Unsre Naturen? Warum sagen Sie nicht wie vorhin: ‚Seit ich Flora Gurnett in ihrer unbeschreiblichen Lieblichkeit sah, ward mir die tolle Spanierin unerträglich!‘“

„Gott! wie foltern Sie mich!“

„Wissen Sie, Mylord!“ rief Leonore mit flammenden Augen, indem sie aufsprang und dicht vor ihn hintrat, „wissen Sie, daß Sie ein elender

Lügner sind? Nicht die Verschiedenheit unsrer Naturen wandte ihr Herz von mir ab: Ihre neue Liebe war's, die Sie Ehre und Treue vergessen machte."

„Genug! genug!"

„Also darum forderten Sie mich auf, England zu verlassen? Sie hofften, ich würde Ihre Schändlichkeit nie erfahren? O Gott! wie danke ich dir, daß du mich herführtest und mich in den finstern Abgrund dieser Seele blicken ließest! Mylord! Ihr Spiel ist noch nicht gewonnen. Sie glaubten, ich würde mir den Dolch aus der Wunde ziehen lassen und lautlos verbluten? Doch nein! Sie glaubten selbst dieses nicht. Haben Sie nicht gesagt, daß ich mich zu trösten wissen werde?"

„Das ist mehr als ein Mensch erträgt!" rief Edgar, in dessen Brust die Rührung dem Zorne zu weichen begann. „Sie sind grausam gegen sich und mich. Was vorgefallen ist, werde ich ewig beklagen. Die Erinnerung an Sie wird einen trüben Schatten auf mein ganzes Leben werfen; aber weil Sie doch schon von Allem unterrichtet sind, will ich handeln, wie ich es längst gesollt hätte und das Unabänderliche mag seinen Lauf haben. Sie selbst haben mein Bemühen, Sie zu schonen, vereitelt; Sie selbst zwingen mich gewaltsam zu zerreißen,

was ich sanft lösen wollte. So sei es denn! Ja! ich liebe Flora Gurnett, und bald wird sie die Meine sein."

„Nein! nein! nein!" schrie Leonore wild.

„Wollen Sie es hindern?" fragte Edgar hochmüthig.

„Ich will, ich werde es hindern. O! Sie wissen nicht, was es heißt, mich beleidigen. In meinen Adern rollt ein Blut, das keine Schmach erträgt. Ich sage Ihnen, daß ich es hindern werde. Weil ich allein stehe, keinen Vater, keinen Bruder habe, der sich meiner annähme, glaubten Sie mich ungestraft zertreten zu können? Enttäuschen Sie sich! Ich bin mir geblieben, und werde mich zu vertheidigen, zu rächen wissen."

„So thun Sie denn, was Sie wollen! Jeder Schmerz soll mir willkommen sein, wenn ich mich damit von Ihnen loszukaufen vermag. Wir haben uns nichts mehr zu sagen."

Er wandte sich zum Gehen. „Edgar!" schrie Leonore in dem Augenblick, wo er die Thür öffnete. Der verzweiflungsvolle Ausdruck ihrer Stimme fesselte den Lord an diese Stelle.

„Was wünschen Sie?" fragte er mit erzwungner Kälte.

„Edgar!" wiederholte sie.

Unwillkürlich fiel sein Blick auf die Unglückliche, die erstarrt, ein Bild des unsäglichsten Jammers vor ihm stand.

„Was wollen Sie von mir?“ fragte er leise.

Sie fuhr mit der Hand über die Stirn, ihr Blick verlor seine frühere Starrheit. „O Gott!“ rief sie, und auf ihre Kniee stürzend, brach sie in heftiges Weinen aus.

„Edgar!“ schluchzte sie, „ich wollte Dich nicht beleidigen. O, gehe nicht von mir!“

Er wandte sich trostlos von ihr ab.

„Warum weichst Du meinem Blicke aus? Sieh mich an, sprich mit mir, erbarme Dich meiner! O, diese Thränen! sie lassen mich nicht sprechen und Du würdest doch gewiß Mitleid mit mir haben, wenn Du wüßtest, wie viel ich leide. Denk' an den Abend, wo ich blutend unter den Rädern Deines Wagens lag. Du nahmst Dich meiner damals so mild, so gütig an, und jetzt, wo das schwerere Rad des Schicksals über mich hinrollt, wolltest Du mich verlassen? Du wirst, Du kannst es nicht. Wenn Du mich von Dir stoßest, wer wird Dich lieben, wie ich? Sieh! die Andern haben eine Familie, haben Freunde, und Du wirst bei ihnen immer nur ein getheiltes Herz finden,

während das meine nur Dir, Dir allein gehört. Edgar! o, nur einen Blick, ein Wort!"

Er schwieg.

„Höre mich, Edgar!" fuhr sie mühsam fort. „Ich will Alles thun, was Du willst; keine Klage soll mehr über meine Lippen kommen; Du sollst mich nicht mehr weinen sehen. Ich will fröhlich sein; sieh, ich kann jetzt schon lächeln! Ich fordre nicht Deine Liebe von Dir; nein! nur daß Du die meinige duldest. Willst Du dieß? Ich kann Dich nicht verlieren. Du schweigst? Zürnst Du mir? O, so tödte mich; aber nur einmal noch laß mich Deine Stimme hören!"

Je mehr Edgar litt, um so weniger wollte er die Qualen dieser Stunde umsonst ausgestanden haben. „Leonore!" versetzte er mit blutendem Herzen, aber mit fester Stimme, „es bleibt bei dem, was ich gesagt habe. Ich will Sie nicht täuschen; zwischen uns ist keine Verbindung mehr möglich. Jedes Opfer will ich Ihnen bringen, nur nicht das meines Lebensfriedens. Wir sind getrennt, und werden es bleiben für immer; das schwöre ich Ihnen, bei Gott und meiner Ehre."

Sie erhob sich langsam und sah den Lord mit einem langen, starren Blick an, der ihn erbleichen machte; ihre Thränen versiegten, ihre Haltung

nahm den frühern Stolz an, und schweigend verließ sie das Zimmer, ohne daß Edgar einen Versuch machte, sie zurückzuhalten.

Mit festem Tritt ging sie die Treppe hinab. Erst als sie sich auf der Straße befand, fühlte sie ihre Kniee wanken, und ihre Kraft schwinden. Unfähig ihren Weg zu Fuß fortzusetzen, warf sie sich in einen Wagen, der sie in ihre Wohnung brachte. Dort schloß sie sich in ihr Zimmer ein, und gab Befehl, Niemanden vorzulassen. Selbst Alfred, der im Laufe des Tages drei Mal kam, konnte nicht zu ihr gelangen.

IV.

Ist es arg? Es wird sich lassen heilen,
Und wenn nicht, so will ich mit Dir theilen!
Hast Dich mir nicht als gesund gegeben —
Laß Dich pflegen, liebes, krankes Leben!

Rückert.

Der Abend war angebrochen. Von einigen Bekannten umgeben, saß Gurnett mit Lady Flora in ihrem Salon. Die Lady war eine kalte, hochmüthige Gestalt, mit gebietender Haltung, dünnen Lippen und geringschätzig blickenden Augen; doch mochte sie einst sehr schön gewesen sein, wenig-

stens sprach die unverkennbare Aehnlichkeit zwischen ihr und ihrer Tochter dafür. Flora's Züge waren von englischer und engelhafter Lieblichkeit. Wie reines Gold wallten die langen blonden Locken um ihre rosigen Wangen; ihre Augen strahlten in jenem tiefen Azurblau, das man in continentalen Augen fast nie antrifft; ihr Teint war von blendender Weiße und Zartheit. Auch in ihrem Gesicht lag etwas Stolzes und Gebietendes; doch schien dieses mehr der schwellende Uebermuth des Glücklichen, dem noch kein bittres Erlebniß die Ueberzeugung von der Nichtigkeit aller irdischen Güter aufdrang, als Lady Gurnett's starrer Hochmuth auf Rang und Reichthum zu sein. Lord Gurnett, der später eintrat, war eine ganz unbedeutende Erscheinung. Das Einzige, was ihn auszeichnete, war seine vornehme Haltung und seine, trotz seiner vorgerückten Jahre, höchst sorgliche Toilette. Er nahm wenig Antheil an dem Gespräch und ließ nur dann und wann einige Worte fallen, die an emphatischem Nachdruck ersetzten, was ihnen an innerm Gehalt abging. Die übrige Gesellschaft bestand aus Edgar, auf dessen Stirn trübe Wolken lagen, aus Alfred Barney, der, obwohl vielleicht noch tiefer bekümmert, sich besser zu beherrschen wußte, und mehreren Herren,

welche, da sie bald darauf den Salon verließen, hier ungenannt bleiben mögen.

Die Familie war nun allein. Flora hatte die Verstimmung ihres Verlobten wohl bemerkt, und wollte nicht länger bleiben, ohne Bestimmteres darüber zu erfahren. Sie legte ihre Tapisseriearbeit bei Seite und sagte, die schönen blauen Augen halb besorgt, halb scherzend auf Alfred heftend: „Lord Montressor macht heute ein so finstres Gesicht, daß ich gar nicht den Muth habe, ihn zu fragen, was ihm eigentlich fehlt. Können Sie mir's vielleicht sagen, Alfred?"

„Es sind vermuthlich Depeschen eingelaufen, die Se. Lordschaft verstimmen," entgegnete Alfred lächelnd. „Sie wissen, es ist nicht erlaubt, die Geheimnisse des foreign office auszuplaudern."

„Nein, das kann es nicht sein," scherzte Flora. „Se. Herrlichkeit hat zu viel Welt, um die Verdrießlichkeiten seines cabinet de travail in den Salon mitzunehmen. Ich glaube vielmehr, seine Miß Furiosa hat beim letzten Wettrennen verloren. Hab' ich Recht, Edgar?"

Er schüttelte mit erzwungnem Lächeln den Kopf.

„Dann muß ich auf das Schrecklichste gefaßt sein," fuhr sie mit komischem Pathos fort. „Sollte

mein neufundländischer Freund Triton, der seine rosenrothe Schnauze immer so zierlich und manierlich auf den Saum meines Kleides zu legen wußte, das Zeitliche mit dem Ewigen vertauscht haben? Ich habe ihn seit drei Tagen nicht gesehen; sprechen Sie, Edgar! muß ich wirklich seinen Verlust beweinen?"

„Nein, theuerste Flora!" versetzte der Lord, indem er mit Gewalt seine Verstimmung zu bemeistern suchte, „von allen diesen Unglücksfällen hat sich kein einziger begeben. Miß Furiosa ist noch immer die Unbesiegte; Triton lebt in aller Fülle der Gesundheit und wird sich, wenn Sie ihm's erlauben, morgen zu den Füßen seiner Herrin schmiegen. Wenn ich Ihnen heute minder heiter scheine als gewöhnlich, ist daran nur der—"

„Gott im Himmel!" schrie Flora mit einem Ton, in dem Freude und Schrecken zusammenklangen.

Leonore stand mitten unter ihnen. Sie war von Allen unbemerkt eingetreten, und mit geisterhaften Schritten bis in die Mitte des Gemaches geschwebt. Ihr Gesicht war bleichgelb wie das einer Todten; ihre Lippen waren fest zusammengepreßt; ihr Herz klopfte fast hörbar; in dem weiten, weißen Gewand, das ihre drohend auf-

gerichtete Gestalt umfloß, glich sie einer dem Grab entstiegnen Leiche, die zur Erde zurückkehrt, um sich an ihrem Mörder zu rächen.

Der Eindruck, den ihr Erscheinen auf die Versammelten machte, war unbeschreiblich. Lady Gurnett blieb sprach- und regungslos; ihr Gatte starrte mit dem Ausdruck des höchsten Erstaunens auf den unerwarteten Besuch; Edgar fühlte den Boden unter seinen Füßen wanken, und kalten Schweiß auf seine Stirn treten. Alfred allein, dessen Herz eine wunderbare Geistesgegenwart besaß, blieb trotz seines augenblicklichen Schreckens fähig, auf ein Mittel zu sinnen, das die bevorstehende Catastrophe abwenden konnte.

Leonore schritt langsam vor; tiefes, schauerliches Schweigen hielt jede Lippe versiegelt. Flora war die Erste, welche diese Stille unterbrach, indem sie mit dem Ausruf: „O, meine liebe Schwester! so kommst Du endlich?“ an Leonorens Brust stürzte.

Leonore machte sich von ihr los, und sagte mit unheimlicher Ruhe. „Nichts davon! Wir sind nicht Schwestern. Lady Flora Gurnett kann nicht die Schwester einer Verstoßenen, Zertretenen sein.“

Lady Gurnett hatte indessen Zeit gehabt sich zu fassen. Leonorens verzweiflungsvolle Kälte, die

sie für Stolz nahm, entflammte ihren eignen Hochmuth und mit scharfem Ton entgegnete sie: „Wenn Miß Leonore sich so richtig zu beurtheilen weiß, darf ich wohl fragen, was sie hieherführte?"

„Sie sollen es erfahren, Mylady!" versetzte die Spanierin; „Alle sollen es erfahren, und ich denke, Sie werden dann mein Kommen gerechtfertigt finden."

„Sie vergessen, Miß, mit wem Sie sprechen; dieser Ton ziemt Ihnen nicht einer Frau gegenüber, der Sie es verdanken, daß Sie nicht schon als Kind in Noth und Elend verkamen. Aendern Sie Ihre Sprachweise oder verlassen Sie dieß Haus, das Sie nie hätten betreten sollen."

„Leonore!" flehte Flora, die Widerstrebende umschlingend, „hast Du denn kein einziges Wort für mich?"

Die Innigkeit dieses Liebeswortes schnitt tief in Leonorens Herz; sie machte eine abwehrende Bewegung, versuchte zu sprechen, doch die Zunge versagte ihr den Dienst.

„Wollen Sie uns endlich eröffnen, was uns die Ehre Ihres Besuchs verschafft?" fragte Lady Gurnett mit eisigem Hohn. „Sonst müßte ich Ihr Kommen nur als einen Versuch betrachten, sich neuerdings in eine Familie einzudrängen, die allzu

gut weiß, was von Ihrer Dankbarkeit zu halten ist, um sich fernerhin mit Ihnen befassen zu wollen.

Alfred sah, wie Zorn und Haß in dunkeln Flammen aus Leonorens Augen brachen. Die Empörung verlieh ihr eine übermenschliche Kraft; sie richtete sich mit der Hoheit einer Niobe empor. Noch einen Augenblick, und das unselige Geheimniß war ihren Lippen entflohen, die Hoffnung einer Familie, Flora's Lebensglück auf immer zertrümmert. Dieß zu vermeiden, wollte er das Letzte, Aeußerste wagen, selbst auf die Gefahr hin, sein Beginnen an den Leidenschaften, die sich hier bekämpften, scheitern zu sehen. Ehe Leonore eine Antwort fand, faßte er rasch ihre Hand, und sagte zu Lady Gurnett gewendet, mit starker Stimme: „Mylady! ich bitte zu erwägen, daß diese Dame unter meinem Schutze steht."

Die Lady maß ihn mit einem langen stolzen Blick, dann sagte sie mit beleidigendem Lächeln: „Ich weiß nicht, ob der Schutz, den ein Mann Ihres Alters einer jungen Dame angedeihen läßt, sonderlich zu respectiren ist."

„In diesem Falle gewiß," versetzte Alfred kalt und ruhig, „denn ich habe die Ehre, Ihnen in Donna Leonora de Solis meine Braut vorzustellen."

„Ihre Braut?“ tönte es von allen Lippen.

„Meine Braut,“ wiederholte er mit fester Entschiedenheit. Leonore starrte ihn mit einem unbeschreiblichen Ausdruck an; er hielt den Blick mit der Gewalt eines Magnetiseurs auf sie geheftet. Von der Kraft der stärkern Seele bezwungen, blieb sie einen Augenblick wie entgeistert; ihre Lippen bewegten sich, doch kein Laut ward hörbar; das Leben schien von ihr zu weichen, ihre Kniee brachen zusammen, und mit einem schwachen Schrei sank sie ohnmächtig nieder.

„Hilfe! Hilfe! sie stirbt!“ rief Flora, und nahm die Bewußtlose in ihre Arme. Die Gewalt des Moments hatte selbst Lady Gurnett's kaltes Herz erschüttert und das Phlegma ihres Gatten so weit bezwungen, daß er an der Klingelschnur riß, als wenn Gurnett-House in Flammen stände. Edgar wollte zu der Ohnmächtigen hineilen; Alfred hielt ihn zurück, und flüsterte ihm leise, doch mit größter Bestimmtheit in's Ohr: „Wenn Sie nicht Alles rettungslos verderben wollen, so bleiben Sie ruhig. Leonore darf Sie in dem Augenblick nicht sehen.“

„O, mein Freund! Wie viel Dank bin ich Ihnen schuldig!“

„Gar keinen,“ versetzte Alfred kurz. „Was ich

thue, geschieht um Leonoren's und Flora's willen; an Sie denk' ich dabei wahrhaftig nicht."

Der Lord schlug den Blick verwirrt zu Boden. Alfred trat zu seiner Cousine, die sich mit zärtlicher Sorgfalt um die Ohnmächtige bemühte. „Es wird besser sein, sie auf mein Zimmer zu bringen," sagte sie.

Es geschah nach ihrem Willen. Während die Anstalten dazu getroffen wurden, ward Alfred von Lord und Lady Gurnett mit Fragen bestürmt, wie sich sein Verhältniß zu Leonoren gebildet, und warum er es bis jetzt verheimlicht habe. Er versprach, später alle möglichen Aufschlüsse zu geben, und erbat sich für jetzt nur die Erlaubniß, Lady Flora auf ihr Zimmer zu folgen, was ihm nach einigen beseitigten Bedenklichkeiten auch zugestanden wurde.

Er trat in Flora's Appartement, und fand sie nebst ihrer Kammerfrau an dem Ruhbett stehend, wo Leonore noch immer bewußtlos lag. Beide bemühten sich, sie mit Geistern und Essenzen in's Leben zurückzurufen. Es war rührend zu sehen, wie das sonst so flüchtige, eitle Mädchen, in diesem Moment für nichts Andres Sinn hatte, als für die Pflegeschwester; sie nannte sie mit den zärtlichsten Namen; sie küßte ihre bleichen Wan-

gen, und zerfloß in Thränen. Endlich sprach ein leises Zucken in Leonorens Gliedern von ihrem wiederkehrenden Bewußtsein; schwere Seufzer rangen sich aus ihrer Brust, sie bewegte sich unruhig. „Flora," sagte Alfred, „darf ich Sie bitten, dieß Zimmer auf wenige Minuten zu verlassen? Ich muß mit Leonoren allein sprechen."

Sie sah ihn erstaunt an. „Warum dieß?" fragte sie. „Ich habe meine Schwester so lange nicht gesehen, und sollte sie schon wieder verlassen? Was Sie ihr zu sagen haben, können Sie ihr auch später mittheilen. Ich will dabei sein, wenn sie die lieben, schönen Augen aufschlägt; ihr erster Blick soll mich nicht vermissen."

„Es ist nothwendig, daß Sie sich entfernen," sagte Alfred noch dringender. „Leonore leidet häufig an ähnlichen Anfällen, und bedarf dann bei ihrem Wiedererwachen der vollständigsten Ruhe; jede heftige Erschütterung ist ihr in solchen Augenblicken gefährlich. Sie werden sie später sehen, das versprech' ich Ihnen. Bleiben Sie in dem anstoßenden Zimmer; ich werde Sie rufen, wenn es an der Zeit ist."

Sie that nach seinem Begehren, und entfernte sich mit der Kammerfrau. Alfred blieb mit stürmisch pochendem Herzen allein bei der Kranken,

die bald darauf die Augen aufschlug, und versuchte sich emporzurichten. Ihre Blicke streiften im Zimmer umher, und trafen auf fremde Gegenstände. Sie stützte das Haupt auf den Arm, und schien nachzusinnen; nach und nach kehrte ihr das Bewußtsein immer deutlicher zurück. Die Scene dieses Abends zog an ihrem Geist vorüber; sie sah Alfred, der den Blick auf sie geheftet, sich ernst und mild zu ihr hinabneigte, und die Hände angstvoll ringend, rief sie: „O, Alfred! was haben Sie gethan?"

„Sprechen Sie leiser," flehte Alfred, „wir sind nicht sicher, belauscht zu werden, und was wir jetzt zu verhandeln haben, verträgt keinen Zeugen, als Gott allein. Was ich gethan habe? Das einzige Mittel hab' ich ergriffen, das Ihre Ehre und Floras Glück zu retten vermag. Nein! unterbrechen Sie mich nicht! Unterbrechen Sie mich nicht! wiederholte er, ihre Heftigkeit mit der ruhigen Kraft seines Wesens niederkämpfend. „Als Sie am heutigen Abend in unsern Kreis traten, ward es mir nicht schwer, den Grund Ihres Kommens zu errathen. Hätte es sich nur um Mentreffer gehandelt, vielleicht hätte ich Sie gewähren lassen; allein ich sah Sie im Begriff, das Glück eines holden, unschuldigen Geschöpfs zu

zerstören, ohne sich selbst im Geringsten zu nützen; denn wenn es Ihnen auch gelänge, Edgar's Verbindung mit Flora zu sprengen, so würde ihn dieß nur um so feindlicher von Ihnen losreißen. Wir dürfen hier nicht nach unsern persönlichen Gefühlen handeln; die Thatsachen müssen wir in Anschlag bringen, und unsre Handlungen nach diesen einrichten. Glauben Sie mir, Leonore! Sie können von Edgar nicht geringer denken, als ich es thue; aber er steht nicht allein, und die Strafe, die ihn träfe, würde zugleich ein schuldloses Haupt zerschmettern. Er hat schweres Unrecht an Ihnen verübt. Wollen Sie sich dafür an einem Wesen rächen, das Ihnen nichts zu Leide that? oder glauben Sie, sein Herz dadurch wieder zu gewinnen, daß Sie es an seiner empfindlichsten Stelle verletzen? Die Leidenschaft verblendete Sie, und wer möchte Sie für Gedanken verantwortlich machen, die Ihnen von einem Fiebertraum aufgedrungen wurden? Doch jetzt, da Sie wieder im Stande sind, auf eine Freundesstimme zu hören, jetzt bitte und beschwöre ich Sie, sich in das Unvermeidliche zu fügen und *würdig* zu tragen, was Sie ja doch tragen *müssen*. Versprechen Sie mir dieß!"

„Ich werde sterben;" versetzte sie dumpf.

„Scheint Ihnen das Grab minder schrecklich, als ein Leben an meiner Seite?“ fragte er mit sanftem Vorwurf.

„O, Alfred!“ sagte sie schmerzlich, Sie wissen nicht, wie mir zu Muthe ist! Man lebt nicht, wenn man will, sondern wenn man kann, und mir ist die Kraft dazu entschwunden. Eine große Leidenschaft hat bis jetzt mein Herz ausgefüllt; nun sie daraus entwichen, ist es erschöpft und müde bis zum Tod. Ich verlasse eine Welt, wo ich nichts mehr wirken kann.“

„Leonore! welcher Mensch kann mit Recht und Wahrheit von sich sagen, daß er auf Erden nichts mehr zu wirken vermag? Keiner! denn die Möglichkeit dazu fehlt uns nie, nur oft der Wille. O, schütteln Sie nicht so ungläubig das Haupt! Sagen Sie nicht, daß ich Schmerzen leichthin beurtheile, die ich nie empfand. Auch ich habe verzweifelt, auch ich glaubte, nie wieder froh zu werden, und —“

„Sie sind ein Mann,“ unterbrach ihn Leonore, „Sie konnten den Blick von Ihrem eignen Kummer weg auf's große Allgemeine wenden. Das Weib hat keinen andern Lebenszweck als die Liebe, und wird ihm diese entrissen, so ist es mit Allem vorbei.

„Nein, Leonore! ich denke zu hoch von Ihnen, um Sie jenen Frauen beizuzählen, in denen die heiligste Empfindung zum armseligen Egoismus wird, der sie über ihr eignes Glück und Leid hinaus weiter nichts erblicken läßt. Die Liebe, für die Ihr Geschlecht geboren, besteht nicht in einer selbstsüchtigen Neigung für einen Menschen, sondern in dem hohen begeisternden Gefühl, das ein großes Herz an die Menschheit bindet, und das in dem Heile Andrer seine eigne Befriedigung findet. Sie sagen, es sei nur dem Manne möglich, den Blick vom eignen Kummer weg aufs Allgemeine zu lenken? Und warum sollte das Weib nicht ein Gleiches vermögen? Muß man denn eben im Staatsrath sitzen, oder ein Heer befehligen, um der Welt zu nützen? Ist es so wenig erfreuend und segenbringend, in einem, wenn auch engen Kreise zu walten? Wer verwehrt Ihnen dieß? O, Leonore! steigen Sie in die Tiefen Ihres Herzens hinab, und Sie werden finden, daß Sie nicht zu verzweifeln brauchen, wenn Sie nicht verzweifeln wollen. Kommen Sie mit mir! Eine neue Welt wird Sie aufnehmen, ein —"

„Nichts, nichts davon! Würde die Elende Sie beglücken können?"

„Darauf habe ich nicht gehofft, als ich Sie mei-

ne Braut nannte," entgegnete Alfred mit einem wunderbaren Ausdruck von Hoheit und Entsagung. „In jenem Augenblick dachte ich nicht einmal daran, daß ich Sie einst liebte und wenn Sie einwilligen, den einzigen Weg zu gehen, der uns aus diesen schmerz- und schmachvollen Wirren führen kann, sollen Sie nie daran erinnert werden, daß jemals ein andres Gefühl als das der Freundschaft für Sie mein Herz bewegte. Sie sollen in meinem Hause leben wie eine theuere, verehrte Schwester; nie werd' ich Andres von Ihnen fordern, als Ihr Vertrauen und wenn es mir einst gelingt, den Frieden in Ihre Brust zurückzuführen, so wird mich dieß tiefer und inniger beseligen, als aller Besitz und Genuß es zu thun vermöchte. Ich bin nicht so kindisch, als daß ich glaubte, mir durch einen coup de main Ihr Herz erobert zu haben, noch hege ich die Hoffnung, einst Ihre Liebe zu gewinnen; denn die Liebe ist ein freies Geschenk, kein ausbezahlter Lohn; aber wenn die unerschütterliche Neigung eines wahrhaften Gemüthes etwas über Sie vermag, so überlassen Sie sich meiner Leitung, und vertrauen Sie mir Ihr Schicksal. Und Gott wende sich auf ewig von mir, wenn sich meine Treue jemals von Ihnen wendet."

Eine Begeisterung, die bei Alfreds gewöhnlich

so ruhigem Wesen doppelt rührend überraschte, strahlte aus seinen Augen; die ganze Schönheit seiner Seele malte sich in seinen Zügen und veredelte sie bis zur Verklärung. Leonore betrachtete ihn staunend und schweigend; eine große Erschütterung ging durch ihr tiefstes Gemüth; ihr Herz blutete noch, aber sie fühlte, wie es eben dadurch leichter wurde; die Ahnung einstiger Genesung berührte sie mit sanftem Geisterhauch. Alfred stand zu hoch für ihre Liebe; aber Edgar's Bild sank neben dieser edelreinsten Gestalt zu leerer Nichtigkeit herab. In unwillkürlicher Andacht faltete sie die Hände und den Blick mit gläubigem, demuthvollem Vertrauen zu ihm erhebend, sagte sie: „Alfred! ich bin nicht würdig, Ihnen als Gattin anzugehören; aber wenn Ihre Großmuth mich zu dieser unverdienten Höh' erheben will; wenn es mir vergönnt sein darf in Ihrer Nähe zu leben als ein Geschöpf, das mit jedem Athemzug darauf bedacht sein wird, Ihr Leben zu erheitern, so viel es in seiner Macht steht, wenn unbegrenzte Ergebenheit und Verehrung die große Schuld, die Sie mir auflegen, zum Theil abtragen können: so nehmen Sie mich hin! Ich will Ihnen folgen bis an's Ende der Welt!"

Er drückte einen reinen Bruderkuß auf ihre

Stirn. „So ist der Bund denn für immer geschlossen, sagte er, tief doch sanft bewegt. „Was ich nie zu hoffen wagte, ist geschehen, und so magst auch Du, meine Leonore, der Erwartung leben, das Glück, das Du jetzt für ewig geschieden wähnst, werde einst wieder in Deine Brust einkehren. Wir wollen Beide nur leben, um dieß Ziel zu erreichen. Doch jetzt sage mir: fühlst Du Dich stark genug, für wenige Minuten in den Kreis jener Menschen zurückzukehren, ohne Dich zu verrathen?"

„Ich werde es können," sagte sie mit schmerzhaftem Lächeln, doch voll begeisterter Erhebung.

Er öffnete die Thür. „Flora!" rief er dem jungen Mädchen zu, das ängstlich seiner harrte, „wollen Sie jetzt Ihre Schwester sehen?"

Die Langgetrennten sanken sich weinend in die Arme. Flora ahnte nicht, wie schwer die Thränen, die auf ihr Haupt fielen, in der Wage des ewigen Richters wogen. Sie waren das Taufwasser von Leonorens Seele. Alfred, der Leonoren genug kannte, um nunmehr ihrer Verschwiegenheit sicher zu sein, zog sich etwas zurück, um das Mädchen nicht zu stören. Flora, deren heitre mittheilende Laune schnell zurückkehrte, erzählte ihrer Jugendfreundin, was ihr während der Zeit der Trennung begegnet war und was sie von der Zu-

kunft hoffte. Leonore war ſchweigſam; aber ſie nahm jene Mittheilungen, von denen manche wie ein Dolch in ihr Herz dringen mochte, ſanft und innig auf. Ihr Geſpräch hätte ſich noch verlängert, wäre nicht ein Bedienter in's Zimmer getreten, der auf Lady Gurnett's Befehl kam, um ſich nach Leonorens Befinden zu erkundigen.

„Du biſt jetzt wieder wohl," ſagte Flora, der jungen Spanierin den Arm bietend, „willſt Du nicht mit mir hinübergehen?"

Leonore bemerkte Alfreds ängſtlich fragenden und bittenden Blick; ſie winkte ihm mit ernſter Freundlichkeit zu und antwortete: „Da ich gekommen bin, um von euch Allen Abſchied zu nehmen, iſt es wohl natürlich, daß ich Dich begleiten werde."

Auf Flora's Arm geſtützt trat ſie in den Salon. Lady Gurnett ſchien Böſes zu ahnen und eine unverkennbare Erſchütterung ſprach aus ihren Zügen; ihr Mann verlor ſich in die ſeltſamſten Muthmaßungen. Edgar, ſo gut er die wahr Sachlage kannte, hütete ſich wohl, ihm Unrecht zu geben und hatte genug zu thun, ſeine eigne bange Beſorgniß zu verbergen. Leonorens Eintritt ſteigerte die Spannung der Anweſenden; alle Räthſel mußten ſich jetzt löſen. Alfred ergriff ihre

Hand und indem er sie dicht vor Lady Gurnett führte, sagte er: „Leonore! Ihr Stolz und Ihr Zartgefühl erlaubten Ihnen nicht, ohne das Vorwissen meiner Verwandten die Meine zu werden. Trotz meiner Bitte und Vorstellungen kamen Sie hieher und da Sie einmal angefangen haben nach Ihrem Willen zu handeln, mögen Sie diesen nun ganz haben.“ „Ja, Mylord!“ fuhr er fort, sich zugleich zu Lord Gurnett wendend,“ ich gestehe Ihnen offen, daß es meine Absicht nicht war, Sie schon jetzt von unsrer Verbindung zu unterrichten. Ich wußte, daß Leonore, gleichviel ob verdient oder unverdient, Ihr und meiner Tante Wohlwollen eingebüßt habe und in der Besorgniß, Sie dürften unserer Verbindung Hindernisse in den Weg legen, wollte ich Sie nicht eher davon in Kenntniß setzen, als bis Alles unwiderruflich geschehen sein würde und —“

„Hindernisse?“ unterbrach ihn Lord Gurnett, etwas ungläubig. „Sie sind Herr ihrer Handlungen und wissen sehr wohl, daß wir Ihnen nichts zu gebieten noch zu verwehren haben.“

„Vielleicht nicht nach dem Buchstaben des Gesetzes, doch gewiß nach den Eingebungen meines Herzens,“ entgegnete Alfred, dem Alles daran gelegen war, diese gefährliche Erklärung zu gutem

Ende zu führen, und der in der Wirklichkeit fest und männlich genug war, um sich auch nachgiebig zeigen zu dürfen. „Der Zufall", fuhr er fort, „ließ mich Leonore, die ich immer geliebt hatte, wiederfinden; sie willigte ein, meine Gattin zu werden, und mir nach Canada zu folgen. Nur über einen Punkt konnte ich nicht einig werden: sie bestand darauf, meine Verwandten von unsrer bevorstehenden Verbindung in Kenntniß zu setzen, um nicht das Ansehen zu haben, als wolle sie sich mit listiger Gewalt in eine Familie drängen. Ich bestritt diese ihre Ansicht. Nicht daß ich besorgt hätte, irgend ein fremder Einfluß könne unsern Bund lösen—vor einer solchen kindischen Schwäche fühlte ich mich sicher; aber ich wollte mir die kurze Zeit, die ich in meinem Vaterlande zuzubringen hatte, nicht durch Kämpfe und Zerwürfnisse trüben lassen. Erst nach unsrer auf morgen festgesetzten Trauung wollte ich Sie von dem Geschehenen benachrichtigen und unmittelbar darauf mit meiner Gattin nach Portsmouth abreisen. Leonore hat anders darüber verfügt; sie kam und —"

„Ich gestehe Ihnen," nahm Lady Gurnett das Wort, „daß ich Miß Leonorens Handlungsweise in diesem Falle offner und gerader finde, als die Ihrige."

„Sei's drum!“ versetzte Alfred gutmüthig. „Vergeben Sie mir um Leonorens willen, die ja hinwieder ebenfalls Ihrer Vergebung bedarf.“

Sein beredter Blick fiel flehend auf Leonoren. Sie fühlte, daß es an ihr war, das Opfer vollständig zu bringen, und ihren Stolz bezwingend, sagte sie mit leiser Stimme: „Ja, Mylady, ich bedarf Ihrer Vergebung. Ich habe in meinem Benehmen oft die Rücksicht bei Seite gesetzt, die ich Ihnen schuldig war, und je mehr Sie mir gewährten, um so geneigter war ich zu vergessen, daß ich nichts von Ihnen zu fordern hatte. Jugendliche Unbesonnenheit und Heftigkeit rissen mich hin; jetzt da ich älter und ruhiger bin, sah ich ein, wie sehr ich Ihrer Vergebung bedarf.“

Sie schwieg erschöpft; diese letzte Anstrengung war fast über ihre Kräfte gegangen. Lady Gurnett betrachtete sie lange und aufmerksam. Ein sanfteres Gefühl zog durch das Herz der stolzen Frau, und sie versetzte: „Ich dachte, daß wir nie im Leben jemals wieder zusammentreffen würden und wünschte es auch nicht; da es aber dennoch geschah, so wollen wir nicht als Feinde scheiden.“

„Und Sie, Mylord?“ bat Alfred dringend, „werden Sie die neue Verwandte nicht freundlich begrüßen?“

Weder Lord noch Lady Gurnett waren von der projectirten Verbindung sonderlich erbaut! doch kannten sie Alfred hinlänglich, um überzeugt zu sein, daß hier jede Widerrede vergeblich sein würde, und ihr Takt rieth ihnen, sich in das Unvermeidliche mit möglichster Grazie zu schicken. Ueberdieß war ihnen Alfred nur ein ziemlich entfernter Verwandter, und der Umstand, daß er unmittelbar nach seiner Vermählung mit Leonoren England für lange, vielleicht für immer verlassen wollte, erleichterte ihnen ihre Zustimmung, von der sie übrigens wußten, daß man sich derselben im schlimmsten Falle unbedenklich begeben würde.

Alfred wollte die peinliche Lage seiner Braut nicht unnöthiger Weise verlängern. „Und nun," sagte er, ihr den Arm bietend, „wollen wir scheiden. Leonore ist blaß und angegriffen; sie bedarf der Ruhe."

„Nein!" rief Flora, „sie muß bis zum letzten Augenblicke bei mir bleiben; ich will ihrer Trauung beiwohnen."

„Wollen Sie die Qual des Abschieds verlängern?" fragte Alfred.

„Nein, es ist besser jetzt zu scheiden," nahm Leonore das Wort. „Ich habe Dich gesehen, an Deiner Brust geruht, mich mit den Deinen ver-

sehnt — was soll ich noch länger hier? Nein, mein Kind!" fuhr sie fort, Flora fest umschlingend, „wir wollen uns nicht neuerdings aneinander gewöhnen, und die Kluft nicht zu überspringen suchen, die das Schicksal zwischen uns aufriß. Vielleicht seh' ich Dich nach Jahren wieder und Gott gebe, daß —"

Sie brach in leises Weinen aus, und verbarg das Gesicht an Flora's Brust. „O, fort! fort!" rief Alfred.

„Nein!" flehte Flora; „ich muß sie noch vor ihrer Abreise sehen."

„Das sollst Du, meine gute Flora," sagte Leonore schmerzlich lächelnd; denn sie fühlte, daß es über ihre Kräfte gegangen wäre, dieß Versprechen zu halten. Dann richtete sie sich empor und sagte zu Lady Gurnett tretend: „Ich habe Ihr Wort, daß wir nicht als Feinde scheiden. Leben Sie wohl, und möge das Andenken dieser Stunde das Gedächtniß an jene verwischen, wo der Geist des Unfriedens zwischen uns waltete. Seien Sie glücklich im Glück Ihrer Tochter. Und auch Sie, Mylord!"

Er reichte ihr die Hand. „Ich war nie Ihr Feind," versicherte er gutmüthig.

„Das weiß ich," versetzte Leonore; „doch wenn

ich mich mit Ihnen auch nicht zu versöhnen habe, so darf ich Sie doch bitten, der Waise, die bei Ihnen Schutz und Aufnahme fand, freundlich zu gedenken. Alfred! Ihren Arm. Lebt Alle, Alle wohl!"

Sie riß sich aus Flora's Armen los, und schritt der Thür zu. Alle folgten ihr. Edgar schien vernichtet. Auf die Gefahr hin, sich zu verrathen, näherte er sich Leonoren, deren Herrlichkeit ihm erst jetzt im Augenblick des Verlustes offenbar wurde, und sagte leise: „Haben Sie kein Wort für mich?"

Sie fuhr zusammen, ihre Kniee wankten. Alfred war gezwungen, sie zu unterstützen. Ihr Blick glitt über den einst so heiß Geliebten hin, und ein neuer Kampf entspann sich in ihrer Brust; doch ihr bessres Theil gewann schnell wieder die Oberhand. Mit würdigem Stolz zurücktretend, sagte sie: „Mylord, Sie sind mir ein Fremder."

„O, vergiß nicht," bat Flora fast, „daß Edgar mein Verlobter ist."

Sie fuhr mit der Hand nach der Brust, als empfinde sie dort einen stechenden Schmerz. Edgar stand mit gesenkten Blicken ihr gegenüber; seine Verstörtheit wirkte beruhigend auf sie. „Sie sind Flora's Verlobter," sagte sie langsam und mit

schwerem Nachdruck: „das Glück meiner Schwester liegt in Ihren Händen. Vergessen Sie nie, daß Sie Gott und mir Rechenschaft darüber abzulegen haben. Doch jetzt genug davon! In meiner Seele ist kein Haß, kein Groll. Möge Gott mir vergeben, wie ich jedem Feind verzeihe, und Euch segnen, wie ich gesegnet zu werden wünsche! Lebt wohl! auf ewig wohl!"

V.

Welcome, welcome ye dark blue waves!
Byron.

Das Schiff lag zur Abfahrt bereit. Mitten in dem Gewühl von Matrosen, Passagieren und Abschiednehmenden war eine junge Frau bemerkbar, die an dem Arm ihres Gatten das Verdeck betrat. Ihr Gesicht war bleich, schön und von dem Wiederschein eines innern Sieges gleichsam verklärt; auf den Zügen ihres Begleiters lag freudige Wehmuth. Mit zärtlicher Sorgfalt bemühte er sich, ihr die möglichen Bequemlichkeiten zu verschaffen und war ängstlich um sie beschäftigt, wie um ein liebes krankes Kind. Sie ließ ihn lächelnd gewähren, während ihr Blick mit fast andächtiger Innigkeit auf ihm ruhte. Er schlug ihr vor, in die Cajüte zu gehen; sanft verneinend schüttelte sie das

Haupt. Das Signal zur Abfahrt ward gegeben, die Räder setzten sich in Bewegung, in dichten Wolken wirbelte der Dampf aus dem Kessel. Die junge Frau schrak leicht zusammen und blickte mit einem unbeschreiblichen Ausdruck nach dem Strand, wo ein buntes Gewühl von Menschen wogte.

„Leonore!“ fragte eine sanfte, weiche Stimme, „reut Dich das Opfer?“

Wie von einem Sonnenstrahl überflogen, erhellten sich ihre Züge. Ihre Seele schwang sich von Schmerz und Leid zu der reinsten Liebeshöhe empor; alles Erlebte versank vor ihrem innern Blick und nur die edle Gestalt ihres Freundes war ihr auf Erden noch sichtbar. Sie ergriff seine Hand, und heilige Begeistrung flammte aus ihren Augen, als sie sagte: Es war das letzte Zucken einer finstern Vergangenheit. Sie hat in meinem Herzen ein Grab gefunden, tiefer als der Grund des Meeres, auf dem ich jetzt einer schönern Zukunft entgegeneile. Mit diesem Augenblick beginnt ein neues Leben für mich; möge Gott es mir lang genug fristen, um mich Dir die große Liebesschuld zurückzahlen, oder mög' er es mich für Dich opfern lassen; denn im Leben wie im Tod bin ich fortan die Deine, Du hohes, getreues Herz!“

Ein Gelübde.

I hope, all will be well, we must be patient.
Shakspeare.

Die nachstehende Erzählung ist nur der treue einfache Bericht einer Begebenheit, die sich vor einigen Jahren in Volhynien wirklich zutrug. Ich theile sie hier in ihrer ursprünglichen Schlichtheit mit, und bin sehr zweifelhaft, ob sie auf den Leser denselben Eindruck machen wird, den sie auf mich machte, als ich sie während meines Aufenthaltes in jener russischen Provinz aus einem Munde, über dessen Wahrhaftigkeit kein Zweifel obwalten kann, vernahm. Mir schien sie eine jener dunkel ernsten Fragen, die der Atheist mit einem Hohnlächeln beantwortet, vor welchen der Philosoph verstummt, und auf welche selbst der Christ nichts zu entgegnen weiß, als: Gott hat zur Vergütung zeitlicher Schmerzen die Ewigkeit vor sich.

Selten finden sich in einem Leben so reiche Gaben vereinigt, wie sie der jungen Gräfin Amalie von R. zugefallen waren. Von allgemein geachte-

ten Eltern entsprossen, mit den vortrefflichsten Geistes- und Gemüthsanlagen ausgestattet, dabei voll Anmuth und Lieblichkeit, vermählte sie sich in ihrem achtzehnten Jahre mit dem Grafen Heinrich von K., der ihrer aus Neigung getroffenen Wahl in jeder Beziehung würdig war, und ihre Liebe zu ihm mit wärmster Innigkeit erwiederte. Nichts schien das Glück einer solchen Ehe trüben zu können. Vor den kleinlichen Bedrängnissen des Lebens durch fürstlichen Reichthum gesichert, mit dem Wesen verbunden, das vermöge seiner gleichen Denk- und Empfindungsweise nur eine schöne Ergänzung ihres eigenen Ichs schien, durften Beide einer heitern, freudigen Zukunft entgegensehen. Die frohsten Verheißungen, die einem Menschenherzen gemacht werden können, schienen an ihnen in Erfüllung gehen zu sollen, als Amalie im zweiten Jahre ihrer Ehe einen Knaben gebar. Die Taufe des Kindes ward mit so glänzendem Gepränge begangen, mit so lauter Lust gefeiert, daß wer das Schloß zu Debiee um diese Zeit verlassen, und es erst nach sechs Monaten wieder betreten hätte, nur mit Mühe hätte glauben können, daß er sich an derselben Stätte befinde, die vor kurzem Zeuge eines so ungetrübten Glückes gewesen war. Wenige Monde hatten hingereicht, um

eine gänzliche Veränderung zu bewirken. Die sonst so gastlichen Thore waren geschlossen; ein Nebel von Schwermuth schien durch die Räume zu wehen. Amalie starrte bleich und düster vor sich hin; aus den Mienen des Grafen sprach schmerzhafter Ernst. Das Kind, auf dessen schwaches Haupt Beide so viele Hoffnungen gesetzt hatten, war gestorben.

Viermal wiederholte sich derselbe Jubel zu Debice, und viermal folgte ihm dieselbe Trauer. Ein düsteres Verhängniß schien über den aus dieser Ehe Hervorgegangenen zu walten. Es schien, als seien sie die Münze, in welcher das sonst so beglückte Paar den allgemeinen Schmerzenszoll zu entrichten habe. Keines dieser Kinder erreichte das vierte Lebensjahr. Amalie verfiel in die tiefste Melancholie. Vergebens strebte Graf K. durch verdoppelte Liebe und Zärtlichkeit den Gram seiner Gattin zu bekämpfen; vergebens suchten ihre Verwandten und Freunde durch tausend Beweise von Anhänglichkeit und Theilnahme die kinderlose Mutter zu trösten: die tiefe Wunde wollte nicht verheilen. Vielleicht trug eben der Umstand, daß keine Störung der Außenwelt sie von ihren Gefühlen ablenkte, dazu bei, Amaliens Seelenauge immer ausschließlich auf den einen Kummer hin-

zuwenden, und so wurde dieser endlich zum riesengroßen Schreckbilde, das ihr bald Erde und Himmel überdeckte. Im weiten All sah sie nichts mehr, als die Leichen ihrer Kinder. Nur wenige Organisationen vermögen so lange schweren Gram zu ertragen, ohne daß ihre Geisteskräfte darunter leiden; Amalie vermochte es nicht. Die frühere Klarheit ihrer Gedanken ward nach und nach durch die seltsamsten Gebilde des Aberglaubens getrübt; sie quälte sich mit tausend Vorstellungen, über deren Ungrund sie in frühern Zeiten selbst gelächelt haben würde, denen sie aber in ihrem jetzigen überreizten Zustande die fürchterlichste Wesenheit verlieh. Von dem Wahne, Allen, die sie liebte, verderblich zu sein, befangen, wollte sie mit keinem ihrer Freunde mehr Umgang pflegen, und wenn sie ihren Gatten in ihrer Nähe duldete, so geschah es nur, weil sie wähnte, daß, nachdem er den gleichen Kummer, wie sie, und mit ihr getragen, er von dem dunkeln Fluche, der ihrer Meinung nach auf ihr lastete, nichts weiter zu befahren habe, oder ihm doch nicht mehr entrinnen könne.

So vergingen mehrere Jahre. Verschiedene Reisen, die Graf K. mit Amalien unternahm, der Aufenthalt in den glänzendsten Hauptstädten

Europas, tausend Huldigungen, die ihr dargebracht wurden, erwiesen sich als gleich fruchtlos. Wieder nach Volhynien zurückgekehrt, lebte sie in gleichem Trübsinn fort, bis ein Umstand eintrat, der Allen, denen Amalie werth war, die größten Hoffnungen, aber auch die größten Befürchtungen einflößte. Sie fühlte sich wieder Mutter. Statt aber, wie man es Anfangs erwartet hatte, sich dieser frohen Aussicht mit Entzücken hinzugeben, und aus der dumpfen Leichenkammer ihrer Erinnerungen ins verheißende Leben hinauszutreten, versank sie nur noch tiefer in ihre düstere Schwermuth. Sie hielt sich für überzeugt, das Loos des noch Ungebornen werde sich von dem seiner Geschwister in nichts unterscheiden. So bereitete sie schauerlich spielend das Todtengewand und beging im Herzen die Leichenfeier ihres Kindes, als sie noch kaum seine erste Regung in sich gefühlt hatte.

Auf einem der einsamen Spaziergänge, die sie manchmal unternahm, begegnete sie eines Tages einer Bauersfrau, die, einen blühend schönen Knaben an der Hand führend, zum nächsten Dorfe ging. Amalie, der ein solcher Anblick das Glück, das ihr geraubt worden war, nur zu lebendig vor die Seele brachte, blieb stehen und äußerte ihr schmerzliches Wohlgefallen an dem Kleinen, des-

sen Mutter von der Herablassung der Gräfin und von dem Lobe, das ihrem Lieblinge gezollt wurde, geschmeichelt, Amalien die kurze Geschichte seiner Existenz weitläufig mittheilte. „Gott sei Dank!“ fuhr sie fort, „jetzt ist er frisch und gesund; aber was hab' ich nicht Alles mit ihm ausgestanden! Ein schwächlicheres Kind, als mein Thomas war, kann's nicht mehr geben. Mit Mühe und Noth hatte ich ihn auf zwei Jahre gebracht, da verfiel er in eine schwere Krankheit, gegen welche selbst unsere alte Berekewiczowa keinen Rath wußte. Ich ging mit ihm nach Berdijczow zum Doctor, aber der gab mir auch keinen Trost. ‚Frau!‘ sagte er zu mir, ‚nehmt es als Christin hin. Euer Kind ist verloren; es hat die Auszehrung: dagegen gibt's kein Mittel.‘ Wie ich mich nun so aller Aussicht auf menschliche Hülfe beraubt sah, wandte sich mein Herz ganz zu Gott, bei dem ja Alles möglich ist. Ich schnürte meinen Bündel, nahm meinen Thomas auf den Arm und wallfahrtete mit ihm nach Czenstochau zu dem wunderthätigen Frauenbild. Dort betete ich recht inbrünstig und stellte der heiligen Jungfrau vor, daß es ihr, die um ihren Sohn so viel gelitten, zukomme, sich einer armen Mutter zu erbarmen und Fürsprache für sie einzulegen. Gott hat mein Gebet erhört, und die

Vermittlung der heiligen Maria angenommen. Das Uebel schwand und mein Junge war seitdem nicht eine Stunde krank. Darum sei die mächtige Fürsprecherin gebenedeit auf ewig!"

Amalie hatte diese Erzählung mit einer Aufmerksamkeit angehört, die wohl bewies, daß sie ihr eine höhere Bedeutung beilegte. Als habe sie ihr einen großen Dienst zu vergelten, schenkte sie der Bäuerin alles Geld und alles Werthvolle, was sie bei sich hatte, empfahl sich ihrem Gebete und eilte dann, wie von einem mächtigen, hoffnungsreichen Gedanken getragen, nach dem Schlosse zurück. Mit strahlenden Augen und glühenden Wangen trat sie in das Zimmer des Grafen, faßte seine beiden Hände und sagte mit einem Tone, der die Unwiderruflichkeit ihres Entschlusses verbürgte: „Heinrich! ich gehe morgen nach Czenstochau."

Von der ungestümen Hast ihres Erscheinens, wie von dieser seltsamen Anrede betroffen, blickte Heinrich seine Gattin besorglich an. Der Ausdruck ihres Gesichtes war freudenvoll verklärt. Die jahrelangen Schmerzenslasten, unter deren Schwere sich ihr Haupt noch vor wenigen Stunden gebeugt hatte, schienen mit einem Male von ihr genommen worden zu sein. Heinrich, der sich diese plötzliche Umwandlung durch nichts zu erklären wußte,

fing an zu besorgen, Amaliens Schwermuth sei, wie es längst zu befürchten stand, in Wahnsinn übergegangen. Als sie ihm aber mit der größten Klarheit und in folgerichtigster Ordnung ihre Begegnung mit der Bauersfrau erzählte, als sie ihm sagte, daß sie diese Begegnung für einen Fingerzeig Gottes halte, der ihr dadurch hatte kund geben wollen, auf welche Weise das Leben ihres Kindes zu erhalten sei, als sie ihm erklärte, daß nichts auf der Welt sie abhalten könne, dem ihr gewordenen Rufe zu folgen, da sah er ein, daß er hier nicht sowohl die Excentricität eines kranken Geistes, als den Wahnglauben eines kranken Herzens zu bekämpfen habe. Mit den unwiderleglichsten Vernunftgründen drang er in sie, ihr Vorhaben aufzugeben. Er stellte ihr vor, daß die Ausführung eines solchen Unternehmens in ihrem dermaligen Zustande sowohl ihr Leben, als das ihres Kindes, der größten Gefahr aussetzen würde; daß die Kraft des Gebetes in uns, nicht außer uns sei, daß es unwürdig von der Gottheit denken hieße, zu glauben, sie mache die Gewährung unserer Bitten von gewissen launenhaften Bedingnissen abhängig. Amaliens erhitzte Phantasie war für solche Vorstellungen nicht mehr zugänglich, und als Heinrich, dem kein anderer Ausweg blieb, ihr er-

klärte, daß er sie, wenn sie seinen Bitten und Gründen das verdiente Gehör nicht schenken wolle, mit Gewalt zurückhalten werde, schwur sie ihm auf's Crucifix, daß sie in diesem Falle lieber bei Nacht und Nebel heimlich zu entfliehen, als ihrem Vorhaben zu entsagen gesonnen sei. Als letzten Versuch, ihren Willen zu brechen, trug Heinrich, wiewohl mit geringer Hoffnung des Gelingens, dem Schloßarzt auf, der Gräfin das Unstatthafte ihres Planes vorzustellen. Nachdem aber schon die Worte des Menschen, den sie auf Erden am meisten liebte, spurlos an ihr vorübergegangen, war es natürlich, daß die Ermahnungen des Fremden keinen Eingang bei ihr fanden. Sie bestand auf ihrem Vorhaben mit so unbeugsamer Heftigkeit, daß Doctor F. sich endlich gezwungen sah, dem Grafen zu erklären, die Vollziehung von Amaliens Plane, wie bedenklich sie auch sein möge, könne doch unmöglich von gefährlichern Folgen begleitet sein, als eine bestimmte Weigerung bei dem äußerst gereizten Zustande, in welchem sie sich befand, sein würde. So sah sich Heinrich mit schwerem Herzen endlich genöthigt, den Befehl zur Treffung der Reiseanstalten zu geben.

Ein Strahl unaussprechlicher Beglückung flog über Amaliens Züge, als sie dieses vernahm. Sie

dankte ihrem Gatten mit der lebendigsten Inbrunst, dann aber sagte sie, ihm heiter lächelnd ins Auge blickend: „Reiseanstalten? die werden bald getroffen sein. Meinst Du denn, ich wolle meine Wallfahrt im bequemen Wagen und von hinreichendem Gefolge begleitet antreten? Nein, Heinrich! ich will ziehen, wie es einer demüthig Flehenden geziemt: zu Fuß, im Pilgergewand, alles Prunkes entkleidet. Ich verlange von Gott so großes Glück, daß ich mich wohl einigen Leiden unterwerfen muß, um nur das Recht zu erlangen, meine Bitte vorzubringen. Widerspricht mir nicht! Hätte ich mein Gelübde nicht ganz erfüllt, und es stürbe mein Kind, so müßte ich seinen Tod mir selbst anrechnen, da ich es hätte retten können, wenn ich der Aufforderung, die Gott an mich ergehen ließ, in ihrem vollen Umfange nachgekommen wäre."

Nach vielem eifrigen, doch eben so vergeblichen Widerstande mußte man sich auch in diese Laune fügen, und schon am nächsten Morgen trat Amalie ihre abenteuerliche Wallfahrt an. Sie bestand darauf, daß ihre Begleiter, Heinrich und der Arzt, sich des ihr folgenden Wagens bedienen sollten; doch keine Macht der Erde hätte sie vermocht, von dem Gelübde, das sie für sich gethan, auch nur eine

Minute abzuweichen. Ihre Exaltation, ihr schwärmerischer Glaube verliehen ihr eine physische Stärke, die Niemand an ihr vermuthet hätte. Wohl bluteten ihre zarten, nur der weichen Teppiche, des glatten Parquets gewohnten Füße; wohl mußte sie sich oft erschöpft auf den Rasen hinsetzen: aber der Geist siegte über die Materie, und nachdem sie alle Mühsale und Beschwerlichkeiten mit wahrem Heldenmuthe überstanden, langte sie zwar ermüdet und der Ruhe bedürftig, aber gesund und hoffnungsreich in Czenstochau an.

Sie eilte in die Frauenkirche; dort sank sie vor dem wunderthätigen Marienbilde auf die Kniee und betete mit himmelstürmender Andacht um das Leben ihres Kindes. Je tiefer sie sich in ihren Wunsch versenkte, um so ärmlicher und unzulänglicher schienen ihr die Opfer, die sie bisher gebracht hatte, um seine Gewährung zu erflehen. Nein! betete sie, was ich bis jetzt gethan, ist nichts. Wie dürfte ich hoffen, nur durch wenige Tage körperlichen Leidens das Glück meines ganzen Lebens zu erkaufen? Wie unverhältnißmäßig gering wäre dieser Preis in Betracht dessen, was ich verlange! Größeres werde dem Himmel angeboten! O, Gott! rief sie in schwärmerischer Verzückung, vor Deinem Altare, vor dem Bilde der Schmerzensmut-

ter thu' ich das schwerste Gelübde, das je über eine Lippe kam: Durch sieben volle Jahre will ich den Anblick des Kindes entbehren, nach dessen Lächeln, nach dessen erstem Gruße mein Herz in unermessener Sehnsucht schwillt. Es werde fern von mir erzogen, und erst wenn die lange dunkle Frist vorüber, wenn der Fluch, der auf mir zu lasten scheint, durch meine freiwillige Entsagung versöhnt worden, dann erst kehre es zu mir zurück, dann erst erquicke sich mein Auge an seinem Anblick. Du blickst in mein Herz, Du kennst die ganze Größe meines Opfers; nimm es denn gnädig auf. —

Sie erhob sich wunderbar gestärkt und von so fester Zuversicht erfüllt, daß Heinrich sich geneigt fühlte, die Stunde zu segnen, wo sie den seltsamen Entschluß, nach Czenstochau zu gehen, gefaßt hatte. Er sah vorher, und Doctor T. bestätigte die Richtigkeit dieser Vermuthung, daß die plötzliche Umstimmung von Amaliens früher so nachtschwarzen Gedanken von den besten Folgen für ihr körperliches Befinden sein werde. So konnte denn diese Reise, von deren Einflüssen man so Schlimmes besorgt hatte, wahrhaft segenbringend werden, wenn auch nicht in dem Sinne, wie Amalie es meinte. Man blieb noch einige Tage in

Czenstochau, um sie der Ruhe genießen und in dieser die zur Heimreise erforderlichen Kräfte finden zu lassen. Ihr Muth, ihre Zuversicht blieben sich gleich, ja sie wuchsen vielmehr, und so trat man endlich, der besten Erwartungen voll, den Rückweg an. Zu Hause angelangt, theilte Amalie ihrem Gatten mit, welches Gelübde sie zu Czenstochau abgelegt habe, und forderte ihn auf, ihr zur Erfüllung desselben behülflich zu sein. Im höchsten Grade erstaunt, befremdet, und erst jetzt die ganze Größe von Amaliens Geistesverwirrung ermessend, versuchte Heinrich sie auf andere Gedanken zu bringen, aber das Gemüth der unglücklichen Frau war von dunkler Schwärmerei schon so völlig umstrickt, daß ihr hier jedes Abreden als unverantwortlicher Frevel erschien. Ihre Antwort auf alle seine Ermahnungen war: „Wenn Du mich abhalten willst, mein Gelübde zu erfüllen, so bist Du der Mörder unseres Kindes, und es kann zwischen uns fortan keine Gemeinschaft mehr geben." Jeder Versuch zur Aufklärung dieses krankhaft getrübten Gemüthes wäre fruchtlos gewesen, darum willigte Heinrich endlich in das Unvermeidliche. Seine Zustimmung ward ihm insofern erleichtert, als er wußte, das Wohl des Kindes werde dadurch nicht beeinträchtigt werden. Man

beſchloß nämlich, dasſelbe bis zur Vollendung ſeines ſiebenten Lebensjahres einer Schweſter Heinrich's, der Gräfin Z., zu übergeben, von deren vortrefflichem Herzen und männlichem Verſtande ſich das Beſte für die Zukunft des ihm anvertrauten Pfleglings erwarten ließ. Ueberdieß lag das Gut dieſer Dame, wenn auch zu entfernt, um oftmalige Zuſammenkünfte zu geſtatten, doch nahe genug bei Debice, um Heinrich die Möglichkeit zu gewähren, ſein Kind manchmal zu ſehen.

Amaliens Stunde kam heran. Kaum fühlte ſie die erſten Schmerzen, als ſie der Wärterin befahl, ihr die Augen zu verbinden; ſo treu gemeint war ihr Vorſatz, ihr Kind nicht zu ſehen, bis die Zeit ihr Gelübde gelöſ't haben würde. Standhaft gegen die phyſiſchen Qualen, die in ihr wütheten, gebar ſie endlich einen Knaben, der, dem früher gefaßten Entſchluſſe gemäß, bald nach ſeiner Geburt zu der Gräfin Z. gebracht wurde. Im Bewußtſein, das, was ſie für ihre Pflicht hielt, redlich erfüllt zu haben, fand Amalie eine unverſiegbare Quelle des Troſtes und der Stärkung. Sie erholte ſich zuſehends, und auch ihr Geiſt erhob ſich nach und nach wieder zu einer Heiterkeit und Hoffnungsfreudigkeit, deren man ihn noch vor Kurzem für unfähig gehalten hätte. Sie war ſich

bewußt, ein so großes Opfer gebracht zu haben, daß es ihr nun schien, als dürfe sie von Gottes Gerechtigkeit verlangen, was ihren Bitten verweigert worden war. Von ihrem Kleinen, dem nach ihrem Wunsche der Name Deodat gegeben worden war, erhielt sie häufig Nachrichten, und stets nur solche, die geeignet waren, ihre frohe Zuversicht noch zu erhöhen. Wohl lag noch eine lange, dunkle Zeit zwischen dem Jetzt und dem Augenblicke, wo sie ihren Sohn sehen sollte; aber die düstersten Tage hellen sich auf, wenn nur ein lichtes, ob auch fernes Ziel durch ihre Nebel strahlt, und jede Entbehrung, deren Endpunkt sich vorhersehen läßt, ist zu ertragen.

So vergingen sechs Jahre, die Amalie, gleich einer Heiligen waltend, in freudig stiller Ergebung hinbrachte, und sich durch Werke der Mildthätigkeit des Glücks, das sie erwartete, würdig zu machen suchte. Ueber Deodat liefen fortwährend die besten Berichte ein; er trat bereits in das Alter, wo sich die Geistes- und Gemüthsgaben eines Kindes aussprechen, und die seinigen gehörten, nach den Versicherungen seiner edeln Pflegemutter, zu den vortrefflichsten und seltensten. Wenn Amalie solche Nachrichten erhielt, blickte sie mit leuchtenden Augen nach oben, Ihre Hände falteten sich

zum glühenden Dankgebet, und es war ihr, als habe sie die Engel des Himmels um nichts zu beneiden.

Schon war ein Theil des siebenten Jahres verstrichen, als diese friedliche Ruhe durch ein bedeutendes Unwohlsein Amaliens gestört wurde. Ohne an einer bestimmten Krankheit zu leiden, wurde sie häufig von einer ungemeinen Schwäche überfallen, die der Arzt als Folge der Erschöpfung durch so viele Leiden des Gemüths betrachtete, und die um so bedenklicher schien, als sie sich hauptsächlich auf das Sehorgan geworfen hatte. Doch äußerte sich diese Störung nicht heftig genug, um ernstliche Besorgnisse zu erregen. So geschah es mehr aus Vorsicht, als einer befürchteten Gefahr wegen, daß man beschloß, gleich nach Ablauf der sieben Jahre, wenn Deodat seinen Eltern zurückgegeben sein würde, nach Berlin zu reisen, und sich bei den dortigen ärztlichen Celebritäten Raths zu erholen.

Endlich erschien der Vorabend des heißersehnten Tages. Der nunmehr siebenjährige Deodat sollte am nächsten Morgen mit seiner Tante im Schlosse zu Debiee eintreffen. Amalie, obwohl leidender als gewöhnlich, hatte sich spät zu Bette gelegt; denn die freudige Bewegung ihres Innern

ließ sie nirgends rasten noch ruhen. Mit inbrünstiger Dankbarkeit sprach sie ihr Nachtgebet und gab sich dann den seligen Gedanken hin, die sie lächelnd umschwebten. Alle Leiden schienen überwunden, der Himmel versöhnt, ihr bestes Kleinod gerettet. Wer könnte die sonnigen Hoffnungen schildern, mit welchen sich dieß Mutterherz Welt und Leben verklärte.

In diesen Gedanken und Gefühlen brachte sie den größten Theil der Nacht zu; gegen Morgen jedoch machte der erschöpfte Körper sein Recht geltend und sie verfiel in einen leisen Schlummer, aus dem sie bald durch ein Geräusch in ihrem Zimmer geweckt wurde. „Wer ist's?" rief sie.

„Ich bin's, gnädige Gräfin," versetzte die wohlbekannte Stimme ihres Kammermädchens.

„Schon so spät?" fragte Amalie in freudigem Ausruf. „Ich will aufstehen; schnell, schnell! Zieh die Gardinen auf! Es ist ja nachtfinster im Zimmer."

„Finster? wie so denn? Die Gardinen sind aufgezogen, die Sonne scheint herein hell wie am Mittag."

Amalie richtete sich hastig empor. „Wo? wo?" fragte sie dringend, „ich sehe nichts."

„Ums Himmelswillen!“ rief das erschreckte Mädchen, „gerade auf Ihr Bett fällt ja das ganze Licht.“

„Gott!“ schrie Amalie in Verzweiflung zurücksinkend, „blind! blind!“

Es war so. Sie war über Nacht erblindet.

Bekenntniſſe.

En amour tout est vrai et tout est faux; c'est la seule chose, sur laquelle on ne puisse pas dire des bêtises.

Chamfort.

Zwei junge Frauen, die verwittwete Gräfin Benna von T. und ihre Freundin Auguste, saßen eines Abends stickend und plaudernd beisammen. Obwohl keine der beiden Gestalten von auffallender Schönheit war, bildeten sie, wie sie so neben einander saßen, einen sehr anmuthigen Contrast. Die Gräfin mochte nahe an den Dreißigen sein; ihre Züge waren scharf ausgeprägt, ihre Bewegungen rasch und lebhaft; ihre Haltung trug das Gepräge kräftiger Entschlossenheit. Merkwürdig waren ihre etwas tiefliegenden, aber großen und wunderbar leuchtenden Augen. Wenn es schwarze Diamanten gäbe, hätte man sie mit solchen vergleichen können. Es lag etwas Engelhaftes und zugleich Dämonisches in ihnen; ja, sie schienen weniger Augen, als Seelen zu sein. Gewöhnlich blickten sie stolz, kühn und frei; doch oft zuckten Blitze des Spottes oder tragischer Lustigkeit daraus hervor, und dann

gab es wieder Momente, wo sie sich, wie an der Welt verzweifelnd, mit heißer Inbrunst gen Himmel richteten. Das Wesen dieser Frau war ein seltsamer Doppellaut von einer das ganze Sein entzaubernden Clairvoyance und unzerstörbarer Geistesfrische. Sie galt für kalt, weil Vieles, was Andre tief erregte, spurlos an ihr vorüberging, und das sentimentale Element in ihrer Natur gänzlich zu fehlen schien. Niemand kümmerte sich darum, daß ihre Ruhe nur dem Bewußtsein der Kraft, dem verachtenden Ueberdruß an dem gewöhnlichen Treiben entsprang.

Auguste war um einige Jahre jünger und bei weitem die Reizendere; wenigstens hatte sie den Vortheil, daß ihre Schönheit von irdischen Sinnen aufgefaßt werden konnte, während die der Gräfin nur für das Auge der Seele da war. Es gibt Physiognomien, in die man sich vertiefen muß, um sie schön zu finden; andre hingegen offenbaren ihre leichte Anmuth auf den ersten Blick, und Auguste gehörte zu diesen. Ihr lichtbraunes Haar floß in reichen Locken um die sanftgefärbten Wangen; ihre Augen waren zwar von unbestimmter Farbe, aber sehr schön geschnitten und des lieblichsten Ausdruckes fähig; Stirn und Nase zeichneten sich durch strenge Regelmäßigkeit, die blen-

denkweißen Hände durch ihre bewunderungswürdige Zierlichkeit aus. Es war unverkennbar, daß dieser stets zum Lächeln bereite Mund noch keine große Schicksalsfrage zu beantworten gehabt habe. Wenn man Auguste neben der Gräfin sah, drängte sich von selbst die Frage auf, wie diese zwei Frauen, deren große Charakterverschiedenheit Jedem auffallen mußte, Freundinnen sein konnten; die Antwort hierauf war jedoch nicht schwer zu finden. Allerdings war Benna ihrem Liebling, wie sie Augusten gewöhnlich nannte, an Geist, Denkkraft und Großartigkeit der Anschauung weit überlegen; dagegen besaß diese aber so viel Unbefangenheit, Natürlichkeit und Herzensanmuth, daß die Gräfin an ihr hing, wie an einem wohlgearteten, lieben Kinde. Vor ihr brauchte sie sich keinen Zwang anzulegen, und wenn auch Auguste nicht Alles verstand, was ihre Freundin auf mitunter ziemlich barocke Weise äußerte, so hatte Benna höchstens über Mangel an Verständniß, doch nie über beleidigendes Mißverstehen zu klagen. Auguste liebte die Gräfin von ganzem Herzen, so weit sie ihr Wesen begreifen konnte, und wo dieß aufhörte, trat unbedingte, gläubige Verehrung an die Stelle der Liebe.

Nachdem Theater und Moden zur Genüge be-

sprochen worden waren, fragte Auguste rasch aufblickend: „A propos! was sagen Sie zu dem Bruch zwischen Fernheim und Sidonien?"

„Ich sehe darin nichts so Außerordentliches," versetzte Benna lächelnd.

„Das kann Ihr Ernst nicht sein," eiferte die lebhafte Auguste. „Zwei Menschen, die durch vier oder fünf Jahre der Hoffnung, sich anzugehören, jedes Opfer brachten, keinen Kampf scheuten, allen Verhältnissen Trotz boten, sich mit ihrer Familie entzweiten: diese zwei Menschen, wenn ihre Verbindung endlich möglich geworden, freiwillig zurücktreten zu sehen, scheint mir eines jener Schauspiele, bei denen wir uns unsers eignen Herzens nicht mehr sicher fühlen. Meinen Sie nicht?"

„Sicher?" fragte Benna gedehnt. „Ich möchte doch wissen, welche Sicherheit es in der Welt überhaupt gibt."

„Jene Neigung schien mir sicher; denn ich wähnte sie durch Schmerzen gestählt. Denken Sie, was jene Beiden für einander litten, gegen welche Hindernisse sie anzukämpfen hatten!"

„Diese Hindernisse waren es, was sie liebten. Sidonie ist exaltirt und Fernheim eitel genug, um sich in den Rollen Romeo's und Juliet's höchlich zu gefallen. Sie litten eben so viel als nöthig war,

um für interessant zu gelten, und mehr hätten sie gewiß nicht leiden wollen. Ich meines Theils kann nicht an die gebrochnen Herzen glauben, die sich zwei Mal des Tages zu Tische setzen, in's Theater und in Gesellschaften gehen, und ihre Seufzer dahin tragen, wohin sie am wenigsten gehören. Wahre Leidenschaft ist verschämt, und wahrer Schmerz verschmäht die Leichenbittermienen. Als jene Hemmnisse einsanken, fiel auch die erträumte Neigung hinweg; das Einzige, was mich dabei wundert, ist, daß die beiden Leutchen klug genug waren, nicht ihren Antecedentien zu Liebe den dummen Streich vollständig zu machen, und sich nicht des qu'en dira-t-on wegen heiratheten."

„Nein, nein!" sagte Auguste kopfschüttelnd, „auf diese Weise möchte ich mir den befremdlichen Bruch nicht erklären; es muß Großes vorgefallen sein. Fernheim oder Sidonie müssen Etwas entdeckt haben, was ihrem innern Menschen plötzlich eine andre Richtung gab. Was dieß gewesen, kann ich freilich nicht errathen; vielleicht eine Untreue, vielleicht ein trennendes Geheimniß; aber jedenfalls bestehe ich darauf: Großes muß vorgefallen sein."

„Möglich; es kann aber auch ganz Geringes gewesen sein," entgegnete Benna mit ihrem ge-

wöhnlichen, kalten Lächeln. „Vielleicht hat sie bemerkt, daß er sich den Bart färbt; vielleicht hat er erfahren, daß sie ihrem brouillirten Teint nachhilft, so gut es gehen will. Salomon sagt, die Liebe sei stärker als der Tod — das will ich zugeben; aber so stark ist sie nicht, daß sie ähnlichen Entdeckungen widerstehen könnte."

„Sie wissen nur zu spotten."

„Ich? Das fällt mir ja gar nicht ein! Mein ganzer Witz besteht darin, den des Lebens zu verstehen; ich mache den Spaß nicht, sondern verstehe ihn bloß. Die Anlage dazu hab ich mit auf die Welt gebracht; mannigfaltige Erlebnisse haben sie bis zur Virtuosität ausgebildet. Wie Hogarth unwillkürlich in dem schönsten Gesicht die leise hervordämmernde Karricatur gewahrte: so blitzt und lacht mir aus jedem Gefühl und jedem Verhältniß seine eigne Ironie entgegen, ohne daß ich sie erst aufzusuchen brauche. In dem kühnen Lustspiel des ewigen Dichters ward Jedem von uns eine Rolle zugetheilt. Wenn es nicht zu eitel klänge, würde ich sagen, mir sei die des Graciose zugefallen, der den Leidenschaften, die er selbst nicht mitfühlt, die komische Seite abzusehen weiß."

„Nein, Benna! Sie thun sich schweres Unrecht.

Wenn man Ihren Aeußerungen Glauben ſchenkte, müßte man Sie für ein kaltes verſchloſſenes Geſchöpf halten, das nur mit dem Kopfe fühlt; dieß iſt doch wahrlich nicht der Fall bei Ihnen. Bei tauſend Gelegenheiten haben Sie bewieſen, daß Sie gut, großmüthig, zu jeder Hilfleiſtung bereit ſind, und daß jedes menſchliche Leiden in Ihrer Seele ein raſches Echo findet."

„Und warum ſollte es dieß nicht? Blutet eine Wunde darum weniger, weil ſie von einem kleineren Kinderſäbel geſchlagen wurde? Iſt ein Schmerz darum weniger nagend, weil ich ſeinen Grund für thöricht erkenne? Im Gegentheil! mich dauern die Menſchen um ſo mehr, je deutlicher ich einſehe, wie viele unnütze Laſten ſie ſich freiwillig auflegen, da es doch an den unvermeidlichen Bürden vollkommen genug wäre, und bei ſolchen Betrachtungen rufe ich aus tiefſtem Herzen: Pauvre humanité! Ich weiß, daß man mich hin und wieder einen weiblichen Mephiſto nennt; das bin ich durchaus nicht. Tritt mir wahrhaftes Unglück entgegen, ſo thu' ich, was in meinen Kräften ſteht, um dem Leidenden Linderung zu verſchaffen; wenn aber ein verſchrobner Geiſt und eine verlogne Phantaſie zuſammen Kinder bekommen, die ſie Schmerzen zu nennen belieben, und

man muthet mir zu, dieſe garſtigen, nur ſcheinlebendigen Geſchöpfe hätſchelnd auf den Arm zu nehmen, und ſie theilnehmend zu liebkoſen, als wären es ſchöne Menſchenbilder, ſo verwahre ich mich davor. Das thut meinem Weſen gewiß keinen Abbruch; ja ich denke, die Menſchen hätten überhaupt mehr echte Güte auszugeben, wenn ſie nicht ſoviel unnöthiges Mitleid gedankenlos verſchwendeten. So haben alle dieſe weichen Herzen, die ſich vor dem wirklichſten Jammer, dem ſichtbarſten Elend verſchließen, Fernheim und Sidonie, ihrer albernen Leidenſchaft wegen, jahrelang innigſt bedauert, bis ihnen dieſe nun den Poſſen ſpielten, aus dem ganzen larmoyanten Drama eine Poſſe zu machen. Der Grund iſt leicht zu errathen: ſolches Mitleid kleidet hübſch und macht keine Ausgaben. Freilich hilft es auch Niemanden."

„Sie möchten alſo nur jenes Mitleid gelten laſſen, das ſie durch Hilfleiſtungen zu äußern vermag?"

„Ach Gott, ſprechen Sie mir nicht davon! Mir ſcheint aller Menſchentroſt ein ſeltſam Ding. Wo er am nöthigſten wäre, kann man ihn nicht geben, und wo man ihn geben kann, iſt er nicht vonnöthen. Kleine Schmerzen bedürfen ſeiner nicht, die großen verachten ihn. Was einen Menſchen

innerlich trifft, jeden Kampf, jeden Sturm muß er mit sich selbst ausringen, und Keiner kann ihm dabei helfen. Ueberdieß scheint mir jedem wahren, großen Unglück gegenüber unser dürftiges Mitleid ein gar zu armseliges Gefühl und der ehrfurchtsvolle Schauer, mit dem die Alten der Stätte auswichen, wo des Himmels Blitz verzehrend und heiligend herniederfuhr, ist meinem Sinne nach ungleich würdiger und frommer. Die Menschen bemitleiden nur darum so gern, weil ihnen dieß eine gewisse Superiorität verleiht. Was mich betrifft, so würde ich Jedem, der mich, gleichviel weßwegen, bedauerte, einen Injurienprozeß anhängen. Bei inneren Leiden ist jenes weichliche Beklagen völlig überflüssig, und bei äußern soll es sich nicht, wie es gewöhnlich geschieht, in wehmüthigen Redensarten, sondern in raschem Handeln, in freudigen Opfern aussprechen. Mildthätige Werke halte ich für das Allerhöchste, schwärmerische Aufwallungen für das Allergeringste, worüber ein Mensch zu verfügen hat."

Die Gräfin schien zu fühlen, daß sie mehr für sich, als für ihre Zuhörerin sprach; sie hielt inne und stickte an ihrer Arbeit emsig fort. Auguste gehörte zu den Frauen, die stets nur von Menschen, nie von Dingen zu sprechen wissen, und die nur

dann einiger Aufmerksamkeit fähig sind, wenn sie ihre Gedanken auf einen gewissen Punkt concentriren können. Benna's Ausfall hatte sie nur wenig berührt, noch konnten sie die allgemeinen Ansichten, die jene aussprach, des fraglichen Punktes vergessen machen, und so sagte sie nach einer Weile: „Dieser plötzliche Bruch ist doch unbegreiflich, es möge der Anlaß, der ihn herbeiführte, wichtig oder geringfügig gewesen sein."

Benna sah nachdenklich vor sich hin, dann sagte sie ernst: „Wenn ich bedenke, daß ein Umstand, dessen Geringfügigkeit an's Lächerliche grenzt, über mein ganzes Schicksal entschied: so scheint es mir fast ein Frevel, irgend ein Ereigniß unbedeutend zu nennen. Wir müssen entweder das ganze Leben als nichtig und eitel, oder Alles darin als wichtig und beziehungsreich betrachten. Die Wahl ist uns gelassen."

„Sie selbst waren in einer solchen Lage?" fragte Auguste, ihren Wunsch nach genauer Erläuterung nicht verbergend.

„Ich war's, und wenn Sie meine Geschichte hören wollen, steht sie Ihnen zu Diensten. Um Verschwiegenheit brauche ich Sie nicht zu bitten, denn es kommt darin nichts besonders Himmel-

und Höllenhaftes vor, und selbst, wenn dieß der Fall wäre" —

„Würde ich Ihr Vertrauen nicht mißbrauchen."

„Das weiß ich."

Beide Frauen legten die Arbeit bei Seite. Auguste sah ihrer Freundin aufmerksam in die großen, dunkeln Augen, und Benna begann ihren Bericht.

„Zur genauen Verständniß des Folgenden muß ich Ihnen einige Daten zurückrufen, die Sie vielleicht vergessen haben, oder die Ihnen überhaupt unbekannt geblieben sind. Ich bin, wie Sie wissen, eine geborne Gräfin Reichau; meine Eltern, deren einziges Kind ich war, starben sehr früh und unmittelbar nach ihrem Tode ward ich in ein Pensionat gebracht, welches ich erst mit sechzehn Jahren wieder verließ, um fortan in dem Hause meines Oheims zu leben. Ich hatte mich auf diesen Zeitpunkt sehr gefreut und mir tausend Bilder von dem bunten, bewegten Leben, das meiner wartete, entworfen. Als meine Heimkehr aber endlich erfolgte, schien mir die Wirklichkeit nicht zuhalten zu wollen, was mir meine Träume versprochen hatten. Mein Oheim bekleidete eine wichtige Stelle, die den größten Theil seiner Zeit in Anspruch nahm. In seinen wenigen freien Mo-

menten suchte er die Vergnügungen auf, die ihm durch lange Gewohnheit lieb geworden waren, und an denen ich nicht Theil nehmen konnte. Um mich kümmerte er sich nicht viel, obwohl er mir, auf seine Weise, sehr gewogen war. Er hätte vielleicht bedeutende Opfer gebracht, um mir ein vortheilhaftes Etablissement zu verschaffen; aber mir zu Liebe einen Robber weniger zu spielen, wäre über seine Kräfte gegangen. Wir sahen uns gewöhnlich nur Morgens, wo ich ihn auf seinem Zimmer besuchte, aus dem mich aber das Kommen einer Schaar von subalternen Beamten, Supplicanten u. s. w. bald wieder verscheuchte, dann bei Tische im Beisein der Domestiken, und manchmal Abends, wenn er schon im Begriffe war, auszufahren, und vorher noch in größter Hast und Eile auf ein paar Augenblicke zu mir kam. Mein Umgang beschränkte sich auf meine unvermählt gebliebene Tante, die bei uns im Hause lebte, auf einige Lehrer, die man mir zu meiner völligen Ausbildung hielt. Tante Laura besaß manche schätzenswerthe Eigenschaften; doch Milde und Liebenswürdigkeiten befanden sich nicht darunter. Sie hatte viel Unglück erlebt, und ihr Charakter war nicht stark genug gewesen, um der Bitterkeit und Schärfe, die ihr Gift so gern in verrathene Herzen spritzen,

das Eindringen zu verwehren; aus den Wunden ihrer Seele waren entstellende Narben geworden. Fügen sie hiezu noch, daß sie fast beständig kränkelte, daß ihr an manchen Tagen Theater, Musik, ja selbst das einfachste Gespräch eine peinliche Anstrengung war, und Sie werden leicht errathen, wie wenig die alternde, gereiste und kranke Frau zur Gesellschaft für ein junges Mädchen paßte, das mit frischen Augen in die frische Welt blickte, und dessen Blut mit einer ansehnlichen Portion Quecksilber versetzt schien. Es wäre schwer zu sagen, ob Tante Laura mehr durch mein Ungestüm, oder ich durch ihre Abgestorbenheit litt; gewiß ist, daß wir uns einander das Leben sauer genug machten. Die Abgesperrtheit und Verödung, in der ich lebte, brachte es endlich dahin, daß die Kräfte, die sich nicht nach außen entfalten durften, um so gewaltiger nach innen arbeiteten und nach und nach überkam mich eine träumerische Schwärmerei, die meinem ursprünglichen Wesen gänzlich fremd war und nur durch die Verhältnisse in mein Gemüth geschmuggelt wurde. Statt mich im Vollgefühl des jugendlichen Daseins emporzuschwingen, schlug ich nur mehr matt mit den Flügeln; die Gegenwart bot mir so wenig, daß ich bei der Vergangenheit betteln ging. Es hatte sich wohl der

Mühe gelohnt, mich aus meinem Pensionat, wo ich Freundinnen und Gespielinen in Menge hatte, hinwegzusehnen, um im Hotel meines Oheims wie eine Klausnerin zu leben. Wir sahen fast Niemanden. Tante Laura's Kränklichkeit und ihre unaufhörliche Verstimmung hielten sie ab, in die Welt zu gehen und Besuche zu empfangen. Ihre Bekanntschaften beschränkten sich auf drei oder vier gleichgesinnte alte Damen, und so ehrwürdig diese Gesellschaft sein mochte, wenn sie in corpore versammelt war, so wenig Anziehendes hatte sie für mich. Wenn ich den Wunsch äußerte, mit Personen meines Alters Umgang zu pflegen, sagte sie mir, ich solle nur Geduld haben — in zwei Jahren wolle man mich bei Hofe vorstellen; es würde aber nicht passend sein, wenn ich vor meiner förmlichen Präsentation in die Welt ginge. „Warum soll ich denn noch so lange warten?" fragte ich, mitunter recht unmuthig. Die Antwort war: Weil es nicht vortheilhaft für ein Mädchen ist, so früh bekannt zu werden; in spätern Jahren sagen die Leute dann nur zu leicht: „Gott, wie lange kennt man die schon!" und bringen nicht in Anschlag, wie jung sie war, als man sie kennen lernte. Nach unserm Plane aber sollst du mit achtzehn Jahren für sechzehnjährig gelten. Dagegen ließ sich nichts ein-

wenden; ich schwieg und wickelte mein Leben weiter ab, wie ein enormes Strähn Garn. Ich langweilte mich eben nicht, denn meine Studien beschäftigten mich hinlänglich, um meine physische Zeit auszufüllen; aber innerlich empfand ich jene dumpfe Leere, die das Gemüth für jede Thorheit befruchtet, wie der Nilschlamm das Ackerfeld. Den Ablauf jener Frist glaubte ich nicht zu erleben. Ist man erst älter, so rauschen die Jahre in unheimlichem, geisterhaft raschem Fluge vorüber; die Ungeduld der ersten Jugend jedoch sieht in zwei Jahren eine Ewigkeit en miniature. Ich vegetirte fort. Das geräuschvollste, bunteste Leben hat für ein Mädchenherz nicht halb so viel Gefahren, wie die Einförmigkeit, in der ich meine Tage halb verseufzte, halb vergähnte; dort verwischt ein Eindruck den andern, hier gewann jeder Zeit, sich möglichst zu entfalten."

„Sechs Monate waren vorübergeschlichen und eine Masse Brennstoff hatte sich in meinem Kopfe angesammelt, als ich durch die öffentlichen Blätter die Ankunft des schon damals bekannten und seitdem berühmt gewordenen Malers R. erfuhr, der auf seiner Reise nach Italien durch unsre Stadt passirte, und um vielfältigen Anforderungen zu genügen, einwilligte, einige Zeit daselbst zu ver-

weilen. Das Lob, das seinen Leistungen gezollt wurde, drang selbst in unsern abgeschlossenen Kreis; Tante Laura's Freundinnen, wie mein Vater, sprachen mit lebhafter Anerkennung von den Portraits der Herzogin und einiger Damen, die R. meisterlich gemalt hatte. Die Malerei war immer meine Lieblingskunst gewesen. Alles was in ihr Gebiet gehörte, erregte mein wärmstes Interesse; tausend Mal hatte ich mir gewünscht, in einer großen Stadt zu leben, wo mein Kunstsinn in Gallerien und großartigen Sammlungen mehr Befriedigung finden könnte, als in dem kleinen D..., und da es nicht in meiner Macht stand, meinen Aufenthalt zu verändern, so suchte ich mich dadurch zu entschädigen, daß ich unter der Anleitung eines ziemlich mittelmäßigen Lehrers nach Herzenslust zeichnete und malte. Urtheilen Sie nun, wie die Nachricht, es befinde sich ein bedeutender Künstler in meiner Nähe, auf mich wirken mußte. Ich ließ mit Bitten und Flehen nicht nach, bis Tante Laura, um nur Ruhe zu haben, mir versprach, R.s Atelier mit mir zu besuchen. Die Freude, die mir ihre Zusage verursachte, war so groß, daß selbst ihre Griesgrämlichkeit dagegen nicht Stich hielt. Ich fiel ihr um den Hals, küßte ihre Hände und trieb tolles Zeug, bis sie

ſelbſt mitlachen mußte, und darüber halb ärgerlich ausrief: „Was du doch kindiſch biſt!“ Was kann ich denn Beſſeres ſein? fragte ich ganz unbefangen, und ahnte nicht, welch wahres Wort ich da ausſprach.“

„Unſer Beſuch bei R. war auf den dritten Tag feſtgeſetzt; bis dahin ließ ich Tante Laura nicht aus den Augen, brachte ihr Thee und Tropfen, verwahrte ſie vor Zugluft und Hitze, erkundigte mich jede Viertelſtunde nach ihrem Befinden, und behandelte ſie, mit einem Wort, wie ein Impreſario eine Sängerin, deren Erkranken ſeine Hoffnungen zunichte machen könnte. Endlich ſchlug die erſehnte Stunde. Vor Ungeduld, fertig zu werden, half ich der Tante beim Ankleiden, wickelte ſie ſorglich in Mantel und Boa ein, trug ſie beinahe die Treppe hinab, und war mit einem Freudenſprung im Wagen.“

„Mein Herz hämmerte faſt hörbar, als ich das Atelier betrat, in welchem ich neue Kunſtoffenbarungen zu empfangen hoffte. Mein erſter Blick fiel auf die Portraits der Prinzeſſinnen Louiſe und Helene, und ganz erſtarrt, ja athemlos blieb ich ſtehen. Großer Gott! da war ja Alles Licht, Glanz, ſtrömendes Leben! Die Bilder, die ich bisher geſehen hatte, waren, im Vergleich zu die-

sen, überpinselte Marmorbüsten. Hier sah man das Blut unter der durchsichtigen Haut fließen, den Sonnenstrahl durch das weiche Haar zittern; man fühlte den warmen Hauch des lächelnden Mundes. Die Fürstentöchter waren Beide von großer, aber gänzlich verschiedener Schönheit: Prinzessin Louise trug in den ernsten, von geisterhafter Wehmuth wie von Mondglanz überhauchten Zügen gleichsam die Ahnung ihres frühen Endes; während ihre jüngere Schwester, ein blondlockiges, rosiges Mädchen mit heiterer Unbefangenheit sorglos und vertrauend in's Leben schaute. Jene war erhaben- fast schauerlichschön, wie der Engel des Todes, diese reizend und lieblich, wie der Genius des Seins. Mit wunderbarer Treue und Meisterschaft hatte der Maler das Charakteristische dieser Erscheinungen aufzufassen und wiederzugeben gewußt; er hatte nicht bloß physische Züge selavisch abgeschrieben, sondern Seelengemälde, innere Biographien geliefert. Und welche vollendete Technik, welcher Sinn für Schönheit und Eleganz in der Darstellung, welch feiner Geschmack selbst in den unbedeutendsten Nebendingen! Ich konnte mich von diesen Bildern nur losreißen, um vor einigen historischen Skizzen in noch größeres Entzücken zu gerathen. Eine derselben stellte

Taſſo's erſte Begegnung mit Leonoren vor und der Eindruck, den dieſe Compoſition auf mich machte, war ſo tief, ſo bewältigend, daß ich, Alles um mich herum vergeſſend, die Hände faltete und ausrief: O wie ſchön!"

„Ich danke Ihnen, mein Fräulein," ſagte eine Männerſtimme hinter mir. „Ich wandte mich raſch um und erblickte einen jungen Mann, den ich an ſeiner Bloufe, ſeinem langen Haar und dem unnennbaren Etwas, das die Kunſt ihren Jüngern aufdrückt, ſogleich für R. erkannte. Er war es wirklich. In meiner Ekſtaſe hatte ich es nicht bemerkt, daß er in das Atelier getreten war, und mich eine Weile ſchweigend beobachtet hatte. Meine Begeiſterung ſchmeichelte ihm ſo ſehr, daß er ſein Incognito ablegte, um mir ſeinen Dank auszudrücken."

„Ich wurde purpurroth und wußte kaum, was ich ſagen ſollte; Alles, was meinem armen Kopf zu Gebote ſtand, ſchien mir einem ſolchen Genius gegenüber viel zu geringfügig und unbedeutend. Ich hätte ſtumm ſein mögen, um nicht ſprechen zu müſſen. Tante Laura machte ein ſüßſaures Geſicht. Im Herzensgrund fand ſie es unſchicklich und anmaßend, daß ein ſimpler Maler ſich unterfing, die Nichte des Grafen Reichau anzureden,

ohne ihr vorgestellt worden zu sein; doch war sie zu sehr grande dame, um sich durch ihr Mißvergnügen zu einer Verletzung der äußern Höflichkeit hinreißen zu lassen. Sie nahm statt meiner das Wort, sagte R. Verbindliches über sein Talent, und entschuldigte mein rücksichtsloses Benehmen mit meiner Unkenntniß des Weltlebens; dabei war aber ihr Ton, trotz aller Artigkeit, ziemlich spitz und schien das Gespräch abbrechen zu wollen. R. beachtete dieß nicht sonderlich, sondern fragte mich: „Sie lieben die Kunst?"

„O wie sehr!" rief ich.

„Und üben sie vielleicht selbst?"

„Meine Nichte betreibt die Kunst nur zu ihrem Vergnügen," versetzte Tante Laura, ehe ich zu Worte kommen konnte; „doch setzt sie dieß wenigstens in den Stand, fremde Leistungen besser würdigen zu können, als ich, die ich mir in jeder Gallerie nur arge Kopfschmerzen hole. Auch heute schwindelt mir schon vor dem vielen Sehen und Betrachten. Es thut mir wahrhaft leid, nicht länger hier verweilen zu können, aber es geht durchaus nicht. Komm, Benna, wir wollen nach Hause."

„Ich warf noch einen letzten, traurigen Blick auf die Bilder, grüßte den Maler, der kalt und

ſtolz vor uns ſtand, und entfernte mich mit meiner Tante. Zu Hauſe hatte ich noch eine lange Strafpredigt über mein taktloſes Benehmen zu überſtehen, doch merkte ich kaum darauf; denn die Eindrücke, die ich an dieſem Morgen empfangen hatte, waren zu heftig, um noch für andere Raum zu laſſen. In dieſen Farbendichtungen war mir die ganze Herrlichkeit der Kunſt, die ich bisher nur dunkel geahnt hatte, erſt recht aufgegangen. Coreggio's: Anch'io son pittore! ward mir klar. Verſtehen Sie mich recht: ich glaubte keineswegs ein irgend der Rede werthes Ziel erreicht zu haben. Was ich bisher gemacht hatte, ſchien mir vielmehr ganz gräulich und abſcheulich; doch wurde das Demüthigende dieſer Erkenntniß dadurch gemildert, daß ich fühlte, es lebe die Kraft für Höheres in mir und der empfängliche Sinn für Schönheit mangle mir nicht. Ich ließ Tante Laura zanken und dachte indeſſen an Andres."

„Der Zufall wollte, daß mein Oheim gerade an dieſem Tage ungewöhnlich heiter war. Dieß war etwas ſo ungemein Seltenes, daß Don Philipps Höflinge gewiß nicht mit größerm Erſtaunen ausrufen konnten: „Der König hat geweint!" als ich mir heimlich ſagte: „der Onkel lacht!" Dieſe gute Laune wollte ich benützen, ehe ſie vorüber-

ging. So jung und unerfahren ich war, lehrte mich doch mein weiblicher Instinct die Sache beim rechten Ende anfassen. Mein Oheim war ein erklärter Feind alles dessen, was wie Ueberschwänglichkeit aussah. Hätte ich ihm den gewaltigen Eindruck, den ich empfangen, geschildert, so wäre wahrscheinlich leichter Spott seine Antwort gewesen. Ich schwieg also davon und begnügte mich, ihm die Damen herzuzählen, die R. bereits portraitirt hatte. Absichtlich verweilte ich lange bei den Portraits der fürstlichen Schwestern, und, meinen Arm spielend um seinen Hals schlingend, flüsterte ich ihm leise und verschämt in's Ohr: Onkelchen! ich möchte mich wohl auch von R. malen lassen."

„O weibliche Eitelkeit!" lächelte er. „Glaubst du am Ende gar, so schön zu sein, wie die Prinzessinen?"

„Das nicht," versetzte ich heiter, „aber auf R.'s Bild wär' ich gewiß recht schön."

„Das heißt, er wird Dir ein Beträchtliches schmeicheln?"

„Und wenn er's thäte?" scherzte ich. „Es ist auf jeden Fall Profit dabei, wenn Einem eine nicht hübsche Nichte wenigstens ein schönes Bild einbringt. Nicht wahr?"

„Nun wohl!" entgegnete er nach kurzem Be-

denken, „es mag darum sein. Die Sache ist zur Mode geworden, und es ist kein Grund vorhanden, daß du sie nicht mitmachen sollst; überdieß wünschte ich längst Dein Portrait über meinem Schreibtisch zu —"

„Um mich en effigie lieben zu können?" unterbrach ich ihn.

„Du bist eine Närrin," sagte er lachend. Um jedoch wieder auf unser Gespräch zurückzukommen: „ich werde Herrn Reiser (so hieß sein Privatsekretär) zu dem Maler schicken und mich erkundigen lassen, ob er Zeit und Lust hat, sich mit Dir zu befassen. Hinausgeschoben darf die Sache nicht werden, denn wie ich höre, wird er D. schon bald verlassen. Die Antwort bekommst Du morgen. Jetzt Adieu!"

„Ich hatte zu dieser Unterredung wohlbedächtig einen Moment gewählt, wo Tante Laura nicht zugegen war. Sie übte einen ziemlich großen Einfluß auf ihren Bruder aus, und hätte in einem Anfall von übler Laune meine Taktik vereiteln können. Jetzt war ich davor sicher; denn unter den guten Eigenschaften meines Oheims befand sich auch die, daß er ein gegebenes Wort nie und unter keinem Vorwand mehr zurücknahm. Ich sah bald ein, wie klug meine Vorsicht gewesen war.

Als ich die Tante von dem eben gefaßten Entschluß benachrichtigte, zuckte sie die Achseln und meinte, es wäre anders gekommen, wenn sie gegenwärtig gewesen wäre. Indessen schien ihr das Ganze zu geringfügig, um es ernstlicher zu bekämpfen. Herr Reiser erfüllte seinen Auftrag mit gewohnter Pünktlichkeit, R. willigte ein, und wenige Tage später hatte ich die erste Sitzung bei ihm."

„Wenn Sie mich fragen, ob R. schön, geistreich, gebildet war, so muß ich Ihnen jetzt aus ehrlichster Ueberzeugung mit einem dreifachen Nein antworten. Denken Sie sich einen ziemlich großen Menschen von nachlässiger Haltung, dessen Glieder aussahen, als wären sie nur ganz zufällig an den Körper gerathen; so unelegant war das, was man im Französischen les attaches nennt, und wofür mir die deutsche Benennung jetzt nicht gleich einfällt. Seine Züge waren unregelmäßig, ohne Harmonie und Adel —"

„Also entschieden häßlich?"

„Entschieden; aber ich rang mit dieser Häßlichkeit wie mit einem Feind, und meine Phantasie blieb Siegerin. Ich begreife die Zaubermährchen recht wohl, in welchen sich die gräulichsten Ungeheuer durch einen Kuß plötzlich in die schönsten Prinzessinnen oder dito Prinzen verwandeln. Dasselbe

geſchieht noch jetzt alle Tage; denn die Häßlichkeit iſt ein Bann, den die Liebe gar leicht vernichtet, und vor der Gewalt des Herzens kann kein Zauber beſtehen."

„Aber um jenen Bann vernichten zu können, muß die Liebe doch erſt da ſein, und wie kann ſie, einem ſolchen Menſchen gegenüber, überhaupt entſtehen?" fragte Auguſte zweifelnd. „Sie muß doch einen Grund haben, aus dem ſie entſpringt."

„Sie iſt ihr eigner Grund," verſetzte die Gräfin. „Wenn die Liebe ſo vernünftig wäre, ſich auf Gründe einzulaſſen, müßte ſie nothwendiger Weiſe immer der höchſten Schönheit, den glänzendſten Geiſtes- und Herzensgaben nachſtreben. Dieß iſt aber keineswegs der Fall, ja ich habe oft gefunden, daß die heftigſten, glühendſten Leidenſchaften gerade an ſehr alltägliche Perſonen verſchwendet werden, in deren ganzem Weſen ſie nicht die geringſte Rechtfertigung finden. Es iſt, als ob in der Leidenſchaft ein ungeheurer Stolz läge, als wolle ſie ihre Macht dadurch beweiſen, daß ſie ſelbſt dem Gewöhnlichſten einen Adelsbrief verleiht. Im Bewußtſein ihrer Gewalt verſchmäht ſie es, um Hohes zu werben, ſondern greift aus der dunkeln Menge unten achtlos einen Gegenſtand auf und hebt ihn zu einer ſchwindelnden Höh-

empor, auf welcher seine Fehler und Unvollkommenheiten dem Auge nicht mehr sichtbar sind. Gott behüte aber jeden Menschen davor, der Gegenstand einer solchen Leidenschaft zu sein! Um keinen Preis möchte ich auf einem solchen Piedestal stehen. Wie unbehaglich muß Einem da oben zu Muthe sein! Rührt man sich nur ein Bischen, so riskirt man das Gleichgewicht zu verlieren; fällt man wirklich, so ist man gar für alle Zeiten verloren; denn die Leidenschaft gleicht den Wilden, die ihre in Mißcredit gerathenen Götzen ohne Weiters in's Feuer werfen. Nein! ich bleibe lieber unten und gehe unbefangen mit den Uebrigen spazieren; Bequemlichkeit ist eine schöne Sache, und fortgesetztes Vergnügen angenehmer, als ruckweises Glück. Aber, wie ich bemerke, bin ich ganz von meiner Geschichte abgekommen, und beeile mich, sie wieder aufzunehmen."

„Wie R. ausfah, wissen Sie nun; was seine geistigen Anlagen betrifft, so waren sie größtentheils unentwickelt, sein Benehmen unbeholfen, und wie das aller ungebildeten Menschen, von linkischer Schüchternheit zu ungehöriger Familiarität überspringend. Diesem Menschen, an dem ich, wenn ich ihm jetzt begegnete, gewiß ganz gleichgültig vorübergehen würde, wandte sich der

ganze Enthusiasmus meines jungen Herzens zu. Die Vorzüge, die er wirklich besaß, schraubte ich bis zu einer unnatürlichen Höhe hinauf; seine Fehler übersah ich entweder gänzlich, oder wußte sie in einem so günstigen Licht zu betrachten, daß sie maskirte Tugenden schienen. So galt mir seine Nichtberücksichtigung der gesellschaftlichen Formen für hohen Sinn, der sich um irdische Armseligkeiten nicht kümmert, sein mitunter an Unart grenzender Trotz war in meinen Augen edler Künstlerstolz, und seine von angestrengter Arbeit, und einem, wie ich später erfuhr, ziemlich wüsten Leben eingestürzten und frühverwelkten Züge schienen mir stumme Zeugen von schmerzhafter Genialität. Ich glaube, wenn er einen Höcker gehabt hätte, würde ich auch in diesem eine schöne Wellenlinie erblickt haben. Mit kalter Verachtung hätte ich Jedem den Rücken gewandt, der dasselbe Urtheil, das ich jetzt über R. fälle, damals hätte laut werden lassen. Als echtes Sonntagskind erblickte ich in ihm einen ganz ungewöhnlichen, vom Schicksal erkornen Menschen; es gab keinen Vorzug, mit dem ich ihn nicht ausschmückte, und mit einer Begeisterung, die eines erhabneren Gegenstandes würdig gewesen wäre, kniete ich vor dem Götzen, den ich mir selbst zusammengezimmert

hatte. Meine Phantasie verlangte es nicht besser, als ihre Reichthümer zu entfalten; sie überfäete jeden dunkeln Flecken mit Blumen und Edelsteinen. Ich wußte nicht, daß ich diese Schätze selbst verlieh und hielt sie für sein Eigenthum. N.'s frühere Geschichte trug dazu bei, meine Einbildungskraft noch mehr zu entflammen. Er war der Sohn sehr armer Eltern, und ursprünglich zu einem Handwerk bestimmt gewesen; ein Zufall hatte sein großes Talent für Malerei an's Licht gebracht. Ein ausgezeichneter Künstler hatte sich seiner angenommen; einflußreiche Personen hatten ihn unterstützt, und so sah er sich plötzlich in eine neue Lage versetzt, die weder zu seiner Erziehung noch zu seinen Gewohnheiten paßte. Seine wirklich außerordentliche Befähigung ließ ihn in verhältnißmäßig kurzer Zeit ein so glänzendes Ziel erreichen, daß er es nicht für nothwendig erachtete, die großen Lücken in seiner Bildung zu ergänzen. Der Sinn für Schönheit, Farbe und Licht, die Gabe, was sich in seinem Auge spiegelte, mit der Hand kräftig und lebenvoll darzustellen, war ihm angeboren; alles Uebrige schien ihm unnütz oder mindestens sehr entbehrlich. Sein Talent war durchaus nicht mit dem Rest seines Wesens verschmolzen, sondern war und blieb etwas Fremdes,

Unerklärliches, das mit seinem Selbst nicht das Geringste gemein hatte. Wie ich vom Poeten behaupte, daß nicht er, sondern ein Anderer, Höherer in ihm dichtet, so möchte ich sagen: es war nicht R..., der jene wunderbaren, in Glut und Duft getauchten Bilder malte, sondern der reine Geist der Schönheit, der sich zuweilen auf ihn niedersenkte."

„Mein Portrait war vollendet und außerordentlich gelungen. Wie figura zeigt, ist mir der Schönheit eitles Gut eben nicht in besonders reichlichem Maße verliehen worden, aber auf R.'s Bilde war ich beinahe schön, nicht weil er mir geschmeichelt, sondern weil er den ganzen Jugendschmelz meiner Seele in meine Züge zu bringen gewußt hatte. Mein sonst sehr wortkarger Oheim überhäufte den Künstler mit Lobeserhebungen, und nahm R.'s Erbieten, während seines Aufenthaltes in D. meine Studien in der Malerei zu leiten, mit Dank an. Ich blieb ganz erstarrt stehen, als ich mit dieser Verfügung bekannt gemacht wurde. Ahnte R. meine Liebe? erwiederte er sie? war jener Antrag nur ein Vorwand, dessen er sich bediente, um mich öfter zu sehen? Ich war eitel genug, mir alle diese Fragen mit Ja zu beantworten, obwohl dieß Ja gegen alle Wahrscheinlichkeit stritt; denn

er hatte sich immer völlig gleichgiltig gegen mich benommen, und meine Versuche, ein ernsteres, tieferes Gespräch mit ihm anzuspinnen, waren von ihm beständig mit einem kurzen: „Bitte, Comtesse, wenden Sie sich mehr links" oder „halten Sie den Kopf nicht so gesenkt," sehr prosaisch zurückgewiesen worden. Man mußte meine ganze Exaltation besitzen, um nicht auf die natürliche Erklärung zu verfallen, daß jenes Erbieten nur aus R.'s enthusiastischer Liebe zu seiner Kunst entsprang; er glaubte ein bedeutendes Talent in mir zu entdecken, und wollte dieß nicht in schiefer Richtung verkümmern lassen."

„Der Unterricht begann. Tante Laura wohnte demselben anfänglich bei; doch bald fand sie, daß R.'s Kleider ganz unleidlich nach Tabak rochen, und da ihr dieser Geruch unerträglich war, so nahm Madame Rigaut, ein Mittelding von Gesellschafterin und Haushälterin, ihre Stelle ein. Obgleich seit mehr als zwanzig Jahren in Deutschland lebend, war die gute Frau noch immer nicht dazu gelangt, unsere Sprache zu erlernen. Mit den Domestiken hatte sie sich eine Art lingua franca gebildet, und machte sich ihnen hinreichend verständlich; reines Deutsch hingegen verstand sie, besonders wenn es schnell gesprochen wurde, nur

sehr unvollkommen. Aus diesem Grunde war mir ihre Gegenwart lieber, als die der Tante Laura. Zwar hätten die Dinge, die zwischen mir und R. verhandelt wurden, von der ganzen Welt gehört werden dürfen; ich erwartete aber von einem zum andern Male eine förmliche Erklärung, und wunderte mich nur darüber, daß sie so lange ausblieb. Irre machen konnte mich jedoch selbst dieser Umstand nicht; meine Verblendung war so groß, daß, um mit Börne zu sprechen, ihre Größe mich beinahe entschuldigt. Ich überredete mich, daß R. nur aus Edelmuth schwieg, daß er sein Glück meiner Ruhe opfern wolle, daß sein Herz vor dem Gebot der Pflicht verstumme, und was dergleichen schöne Sachen mehr sind, an die man mit sechzehn Jahren glaubt. R.'s angeborne Einsylbigkeit war vollends mein Ruin. So ein schweigsamer Mensch, wenn er nur nicht dick und roth im Gesicht ist, hat bei phantasiereichen Frauen im voraus gewonnenes Spiel; denn sie bilden sich ein, daß er die tiefsinnigsten Dinge sagen würde, wenn er sprechen wollte, und gratificiren ihn mit Gedanken, die er vielleicht in seinem ganzen Leben nicht hatte. Unglücklicher Weise war R. obendrein sehr blaß, und da er den ganzen Tag malte, und die halbe Nacht hindurch zeichnete, konnte es nicht

fehlen, daß er häufig rothe Augen hatte. Beides nahm ich unbedenklich für das untrügliche Zeichen großen Herzenskummers und durchweinte Nächte. Nur die meiner Jugend, wie meinem Geschlecht natürliche Schüchternheit hielt mich ab, ihm zu gestehen, daß ich ihn liebte, und daß sein Kummer somit grundlos sei. Dagegen entwarf ich tausend Pläne, wie ich einst noch Glück und Freude in seine Seele bringen wolle. Dante's Beatrice, Buonarotti's Vittoria Colonna schwebten mir unablässig vor; gleich diesen Frauen wollte ich einem Künstlerleben die letzte und höchste Weihe ertheilen. Wie alle heißen und schwärmerischen Herzen liebte ich R. mehr um dessentwillen, was ich ihm zu sein wähnte, als um dessentwillen, was er mir war. Ich glaube, man hat noch nicht genug darauf geachtet, daß die meisten Thorheiten und Verirrungen der Frauen mehr aus ihren guten, als aus ihren schlimmen Eigenschaften entspringen."

„Ich will es kurz machen, denn es ist nah an Eilf, und wie mir scheint, sahen Sie bereits nach der Uhr. Ein schlechtes Kompliment für mein Erzählertalent!"

„Ganz gegen seine Gewohnheit kam R. eines Abends. Tante Laura lag heftiger Kopfschmerzen wegen zu Bett. Madame Rigaut durfte sie nicht

verlassen; ich war im Salon allein. Mein Herz schlug fast hörbar, die entscheidende Stunde, so wähnte ich, war erschienen. Nach den gewöhnlichen Begrüßungen sagte mir R., daß er gekommen sei, um Abschied zu nehmen; plötzlich eingetretene Umstände zwängen ihn, seine Abreise zu beschleunigen, und schon im Lauf des nächsten Tages wollte er D. verlassen. Das Bild von dem Blitze, der aus blauem Himmel niederfährt, ist eine alte Geschichte; aber ich weiß den Schrecken, der mich bei dieser Nachricht lähmend überfiel, doch mit nichts Treffenderem zu vergleichen. Gott! mein Gott! stammelte ich endlich, so wollen Sie uns wirklich verlassen?"

„Es war ja längst beschlossen," versetzte er.

„Aber so schnell!"

„Ich war bereits zu lange hier," entgegnete er, „und der Köhlerglaube meines Herzens ließ mich einen tiefern Sinn in diese Worte legen: „Nein!" rief ich heftig, „ich will Sie nicht verlieren."

„Was verlieren Sie denn an mir, Comtesse?"

„O nennen Sie mich nicht so! Wollen Sie mich durch dieses Wort immer an den eingebildeten Unterschied erinnern, der uns trennt und den

ich nicht anerkenne? Ihre Schülerin will ich sein, und weiter nichts auf der Welt."

„Er stutzte über meine Heftigkeit. Vielleicht ahnte er die Wahrheit, doch begnügte er sich, zu sagen: „Es ist in der That Schade, daß ein so großes Talent, wie das Ihrige, nicht recht ausgebildet werden soll. Lebten Sie in andern Verhältnissen, so würde ich Ihnen sagen —"

„Was?" fragte ich in äußerster Spannung.

„Ich würde sagen: Kommen Sie mit mir nach Italien," entgegnete er lachend. „Da Sie aber das beneidenswerthe Unglück haben, als Gräfin geboren zu sein, würden Sie sich für diesen Antrag gewiß schönstens bedanken."

„Versuchen Sie's," sagte ich sehr ernst.

„Um daß Sie mich dann auslachen könnten? O nein!"

„Sein unbefangenes Scherzen stimmte mich nur noch tragischer. Wenn es aber auch den Wahnsinn, an dem ich laborirte, nicht heilen konnte, so ließ es denselben wenigstens nicht zum Ausbruch kommen. Ich war überzeugt, daß R. im Grunde des Herzens leide, wie ich, daß ich mit einem Wort allen diesen Qualen ein Ende machen könne; doch war mir Besinnung genug geblieben, um einzusehen, daß es nicht an mir sei, dieß Wort zuerst

auszusprechen. Instinctmäßig fühlte ich, daß eine Verletzung der Weiblichkeit selbst von dem, zu dessen Gunsten sie geschieht, nie vergeben wird. Ich schwieg, aber ein unbeschreiblich angstvoller Schmerz zitterte in meiner Brust, und nur mein Wunsch, hinter R.'s großartiger Selbstverläugnung nicht zurückzubleiben, verlieh mir die Kraft, über gleichgiltige Dinge zu sprechen, während mein Inneres blutete."

„Auf R.'s Begehren ließ ich Tante Laura fragen, ob sie ihn empfangen wolle; ihre Antwort war ein mit Entschuldigungen verblümtes Nein. Sie war wirklich leidend, und überdieß stand R. durchaus nicht in ihrer Gnade; der unselige Tabakgeruch und seine bald zu schroffen, bald zu familiären Manieren hatten ihr eine Art physischen Abscheu gegen ihn eingeflößt, so daß sie froh war, einen Vorwand zu haben, um ihn nicht zu empfangen. Auch war R.'s Gesuch bloß Sache der Höflichkeit gewesen, und er verlangte sich's nicht besser, als sich jenen Besuch erlassen zu sehen."

„Nach einer Weile stand er auf. Ich folgte seinem Beispiel, doch vermochte ich kaum mich aufrecht zu erhalten; denn es flirrte vor meinen Augen, und ich zitterte an allen Gliedern. Der gefürchtete Moment war erschienen. „Leben sie wohl,

recht wohl!" sagte R., mir die Hand zum Abschied reichend."

„Ich wandte mich ab, um die Thränen zu verbergen, die über meine Wangen herabströmten."

„Sind Sie mir böse? fragte er ungewöhnlich sanft.

„Gott sei mit Ihnen!" rief ich, von meinen Empfindungen überwältigt, das weinende Antlitz ihm zukehrend.

„Sie sind ein gutes, liebes Kind," sagte er, „und die Erinnerung an Sie wird mir immer viel Freude machen. Weinen Sie nicht, und denken Sie, daß wir uns vielleicht bald wiedersehen."

„Ja?" fragte ich, die gefalteten Hände flehend emporstreckend.

„Gewiß," versetzte er. „Ehe ich mich dessen versah, küßte er mich rasch auf die Stirn und verließ in der Eile das Zimmer, um das Bittere des Abschieds zu verkürzen."

„Ich blieb in einem unbeschreiblichen Zustand zurück; ich hatte an R.'s Liebe zu mir zwar nie gezweifelt, doch war ich erst jetzt zur vollsten, unerschütterlichsten Ueberzeugung gelangt. Sein Kuß brannte noch auf meiner Stirn, und er war fort — vielleicht seh' ich ihn nie wieder. Nie! Und dieß Leben, das ich hatte erhellen wollen, war durch

mich noch tiefer verfinstert worden! Warum hatte ich nicht gesprochen? Welcher Dämon hatte das erlösende Wort in meine Brust verkerkert: Nein! R. durfte nichts von mir fordern — aber ich hätte sprechen sollen; meine Pflicht wäre es gewesen, ihm als Liebesopfer zu Füßen zu legen, was er zwar annehmen, aber nicht verlangen durfte. O über die Feigheit, die elende Schwäche, die meinen Mund versiegelt hielt! Meine Thränen strömten immer heißer und bitterer. Jetzt war Alles vorbei. Vorbei? wiederholte ich, und meine frischen Jugendgeister flammten auf's neue empor; warum vorbei? Noch hat R. diese Stadt nicht verlassen, noch kann ich gutmachen, was ich durch mein Schweigen verbrach. Ja, ich will sprechen, mein ganzes Loos in seine Hände legen, ihm als seine Gattin folgen, wohin es sei!" —

„Mein Entschluß war gefaßt. An R.'s Seite war mein Platz; dort hatte mein Leben eine Aufgabe, einen Zweck, dort konnte ich eine Seele erfreuen und beglücken. Ich erschrak vor der Seligkeit, die plötzlich wie ein Meer von Licht in mein Herz drang, blendend, überwältigend. Süße Schauer durchbebten mich bei dem Gedanken an das Entzücken, mit welchem R. mein Geständniß aufnehmen werde. Jetzt war mir's recht, daß ich mich

an dem heutigen Abend nicht erklärt hatte. Wir sollten den zerreißendsten Schmerz empfunden haben, um für die höchste Wonne zugänglich zu sein. Je finstrer und trostloser die Nacht gewesen, um so herrlicher scheint ja das Morgenroth, das sie beendet."

„Daß meine Verwandten in eine solche Heirath nie willigen würden, sah ich wohl ein; darum sollte unsre Vermählung heimlich vollzogen werden. In meiner kindischen Unerfahrenheit dachte ich nicht daran, daß zu einer rechtskräftigen Verbindung noch etwas mehr erforderlich ist, als der Wille eines liebenden Paares. Uebrigens fühlte ich mich frei, und zu Allem berechtigt, denn es knüpfte mich kein eigentliches Herzensband an meine Verwandten. Meines Oheims ganzes Leben bestand in Depeschenschreiben und Whistspielen; das meiner Tante in Klagen, Zanken und Medisiren. Dieß alles konnten sie vollkommen wohl auch ohne mich verrichten, und nur zu oft hatte ich schmerzhaft empfunden, wie gänzlich entbehrlich ich ihnen war. Ich war ihnen gut, weil meine Kinderseele keine übelwollende Empfindung kannte; aber die Milde, Vorsorge, innere Theilnahme, die allein Herzen zu gewinnen vermag, hatte ich bei ihnen nie gefunden. Ich athmete

leichter, nachdem ich zu jenem Entschlusse gelangt war; mein ganzes Leben schien mir gelichtet, geordnet, festgestellt, und mein schwärmerischer Aufschwung entführte mich zu sturmverschonten Regionen."

„Tante Laura ließ mich rufen. Ich mußte den Rest des Abends bei ihr zubringen; Gott weiß, warum? meine An- oder Abwesenheit konnte ihr gleichgiltig sein, denn da sie Kopfschmerzen hatte, durfte kein Wort gesprochen werden. Die Lampe war verdeckt, und das Dunkel im Zimmer daher so groß, daß man weder lesen noch arbeiten konnte. Ich setzte mich in einen Winkel, und bald verlor ich mich in tausend Plane und Hoffnungen. Schon wandelte ich im Geist mit R. am Strand des Meeres, in den Thälern der Apenninen, in den Lorbeerhainen Neapels; ich hörte seinen Namen mit Bewunderung nennen, und mich selig preisen, die Seine zu heißen. Kunst und Natur boten uns ihre reichsten, schönsten Blüthen; die Liebe verklärte unser irdisches Glück mit dem Schimmer der Ewigkeit."

„Hören Sie, Auguste," unterbrach Benna ihre Erzählung, „mir ist beinahe, als sei die Stunde, die ich an jenem Abend in der finstern, langweigen Stube meiner verdrießlichen Tante zubrachte,

die glückseligste meines Lebens gewesen. O Gott!“ fuhr sie fort, und ihr Blick richtete sich mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Trauer und Hoffnungslosigkeit nach oben, „ist es nicht schrecklich, daß gerade das Herrlichste, das wir zu ahnen vermögen, sich nie verwirklicht? daß Träume unser ganzer Reichthum, Einbildungen unser einziger, wahrhafter Besitz sind? daß mit jeder Täuschung, die uns das Leben raubt, ein Juwel aus unsrer Freudenkrone gebrochen wird, und daß es damit fortgeht, bis wir endlich nichts mehr besitzen, und als Bettler sterben? — Doch zu Ende.“

„Die Tante entließ mich; ich eilte auf mein Zimmer und begann unter strömenden Thränen, die den verschiedenartigsten Gefühlen entsprangen, an R. zu schreiben. Leider besitze ich kein so gutes Gedächtniß, wie die meisten Romanhelden, die den Inhalt ihrer vor zehn oder zwanzig Jahren geschriebenen Briefe, Sylbe für Sylbe herzusagen wissen; doch hier thut dieß nicht Noth. Sie können den Inhalt des meinigen leicht errathen, und mögen Gott dafür danken, daß Sie diesen Extract von Ueberschwänglichkeit nicht einzunehmen brauchen. Nachdem ich meinen Brief vollendet und versiegelt hatte, ging ich noch lange in fieberhafter Aufregung auf und nieder. Bange Mahnungen

zogen durch mein Herz, aber ich bekämpfte sie als Einflüsterungen der Feigheit, und stachelte meine Phantasie auf, bis sie in dem Zerrbild des Lebens sein Ideal erblickte. Endlich fühlte ich mich so erschöpft, daß es mich nach Ruhe verlangte; ich klingelte meinem Mädchen, um mich auskleiden zu lassen."

„Jenny war ein ziemlich eitles, vorlautes und naseweises Ding. Diese Fehler fanden in dem Umstand, daß ich mich in meiner gänzlich vereinsamten Lage mehr mit ihr abgab, als es in andern Verhältnissen geschehen sein würde, neue Nahrung. Ich ließ mich zwar nicht geradezu in Gespräche mit ihr ein, doch duldete ich es, daß sie mir während des An- und Auskleidens Allerlei vorplauderte, worauf ich häufig gar nicht merkte. Sie machte ihre usurpirten Rechte auch heute geltend."

„Lieber Gott!" sagte sie, indem sie mir das Haar auflöste, „wie blaß und angegriffen Sie aussehen, gnädige Comtesse! Es ist aber auch kein Wunder bei dem Leben, das wir Alle hier im Hause führen. Se. Excellenz bekommt man fast nie zu sehen; Gräfin Laura hat mehr Launen, als Stunden im Tag sind; zu Besuch kommt

Niemand, und jetzt muß auch noch Herr R. fortreiſen."

„Selbſt die gleichgiltigſte Stimme kann einem geliebten Namen nichts von ſeinem Zauber rauben; als ich R. nennen hörte, blickte ich raſch empor, und um dieß Geſpräch nicht ausgehen zu laſſen, verſetzte ich: „Ja, er will D. verlaſſen. Weißt Du es ſchon?"

„Er ſagte mir es ſelbſt, als er die gnädige Comteſſe heute Abends verließ. Ich ging eben über den Corridor; da kam er auf mich zu, bot mir freundlich guten Abend, zündete ſeine Cigarre an dem Licht an, das ich in der Hand trug, und —"

„Was that er?" ſchrie ich mehr, als ich es ſagte.

„Sie ſah mich befremdet an. „Nichts weiter," fuhr ſie fort, „als, daß er eine Cigarre aus ſeinem Etui nahm und ſie anbrannte. Dabei war er ſo artig mir zu ſagen, meine Augen könnten ihm hiezu ſtatt des Lichtes dienen. Dann erzählte er mir von ſeiner bevorſtehenden Abreiſe, und — —"

„Sie ſprach noch weiter fort, allein ich verſtand kein Wort mehr davon. Gerechter Gott! In dem Augenblick, wo ich unter heißen Thränen auf meinen Knieen lag, wo ich ihn von gleichen Schmerzen durchraſ't wähnte, wo ich mich zu dem

Entschlusse anfrang, ihm jeden Schmuck meines Lebens, mein Leben selbst zu opfern, stand er draußen und brannte sich phlegmatisch eine Cigarre an, und dieselben Lippen, die erst meine Stirn berührt hatten, scherzten zwei Minuten später mit meiner Kammerjungfer! Jetzt kann ich darüber lachen, aber damals war ich noch zu gut, zu kindlich, um über die Ironie des Lebens lachen zu können. Ich weinte zwar auch nicht, aber eine eiskalte Hand griff in jenem Moment in mein Herz, und es ist seitdem nicht wieder warm geworden. Zorn, Verachtung, gekränkter Stolz, beleidigte Eitelkeit, alle feindlichste Gefühle sprangen gewappnet aus meinem Innern hervor. Ich war nicht so billig einzusehen, daß R.'s ganzes Verbrechen darin bestand, meine Liebe nicht errathen zu haben oder sie nicht zu erwiedern. Ich fühlte mich gedemüthigt, erniedrigt, zertreten. Mit kurzen und harten Worten entließ ich Jenny. Kaum war ich allein, als ich meinen Brief an R. in die Flamme des Wachslichtes hielt, bis die letzte Spur davon vernichtet war. Kalten und trocknen Blicks sah ich den stummen Zeugen meiner Bethörung verglimmen; dann warf ich mich auf's Bett, und löschte rasch das Licht aus, als solle selbst dieß meine Schamröthe und Erniedrigung nicht sehen."

„Die Nacht war lang, schwer, entscheidend. Am nächsten Morgen war ich wie umgewandelt; in den wenigen Stunden war meine Seele ergraut, denn nur die Täuschung ist Jugend. R. war mir fortan gleichgiltig. Hätte ich nur den Finger aufheben dürfen, um mir seine Liebe zu gewinnen, ich hätte es nicht gethan; ich fühlte, daß er mich nie verstehen würde. Ich hatte mein Edelstes und Bestes auf Felsgestein gesäet, und fest stand es in mir, die himmlische Saat fortan nicht mehr zu verschwenden. Ich habe mein Wort treulich gehalten."

„Und wie kam es, daß Sie den Grafen T. heiratheten?"

„Ganz einfach und natürlich. Diese Parthie ward von meinen Verwandten als annehmbar befunden; sie war es wirklich, und Tante Laura diente mir als ein warnendes Beispiel vor dem Loos einer Unvermählten. Die Stellung einer vieille fille ist die unerträglichste, demüthigendste, die ich mir denken kann, besonders wenn sie, wie es bei mir der Fall war, nicht reich ist. Hat sie ein wenig Verstand, so wird sie nicht in die Welt gehen, wo ihr Erscheinen sie selbst, wie die Andern nur in Verlegenheit bringen kann, weil Niemand weiß, wohin er sie eigentlich rangiren soll.

Die Einsamkeit kann ihr auch keine Freuden bieten; denn nur einem vollen, befriedigten Herzen kann sie süß sein, nicht aber einem leeren, armen vergeblich sehnenden. Auch fühlte ich mich für die Einsamkeit durchaus nicht geschaffen; ich brauche Umgang, Zerstreuung, äußern Glanz, gesellige Genüsse, um mich behaglich zu finden, und da ich die Forderungen an das Ideal gänzlich aufgegeben habe, darf ich wohl mit Recht um so größere an die Wirklichkeit stellen. Ich klammerte mich fest an die Erde und entrang ihr wirklich, was ich begehrte. T. bot mir eine angenehme, meinen Bedürfnissen zusagende Existenz. Er war ein in jeder Beziehung achtungswerther, in mancher sogar liebenswürdiger Mensch, nicht bedeutend genug, um Einfluß über mich zu gewinnen, doch auch nicht schwach genug, um mir eine lächerliche und lästige Oberherrschaft aufzunöthigen. Früher oder später hätte ich doch heirathen müssen. So gab ich meine Einwilligung zu dieser Verbindung, und habe es nie bereut."

„Sie waren glücklich?"

„Und was hätte es mir geholfen, wenn ich es nicht gewesen wäre? Wir führten ein ruhiges Octoberleben, und wenn die Blumen darin fehlten, so gab es dafür auch keine Gewitter. Ich war

meinem Mann herzlich gut, und habe seinen Tod aufrichtig betrauert. Jedenfalls war ich glücklicher mit ihm, als ich es mit R. geworden wäre, dessen Stand, Erziehung, Gewohnheiten und Ansichten von den meinigen so gänzlich verschieden waren, der ein Halbgott hätte sein müssen, um mich für die ungeheuern Opfer, die ich ihm hätte bringen müssen, zu entschädigen, und der nur ein gewöhnlicher, ziemlich roher und beschränkter Mensch war. Was rettete mich vor dem unabsehbaren Unheil, das ich mir selbst zu bereiten im Begriffe stand? Nichts als jene verhängnißvolle Cigarre; ihr Rauch wehte alle meine Täuschungen mit sich fort, und aus dankbarer Erinnerung rauche ich seitdem spanische Cigarretten. Die dummen Leute meinen, ich thu' es um George Sand nachzuäffen. Ganz und gar nicht; es geschieht aus purer Dankbarkeit."

„Und glauben Sie nicht, daß Ihnen die Liebe, wenn auch nicht die R.'s, ein reicheres, gehaltvolleres Sein geboten hätte?"

„Darauf hab' ich Ihnen zweierlei zu erwiedern. Sehen Sie, ich reite leidenschaftlich gern; wenn ich aber eine große Reise unternähme, so würde ich mich gewiß lieber in meinen bequemen Wagen, als auf das beste Reitpferd setzen, und

käm' es direct aus Arabien. Ferner: wüßte ich, daß das Ende meiner Liebe zugleich das meines Lebens sein werde, dürfte man den geleerten Becher zertrümmern — dann, ja dann in Gottes Namen. Aber später ein entwürdigtes, entfärbtes, zerstörtes Dasein herumschleppen, fortleben, wie eine Blume, der man die Herzblätter, wie ein Schmetterling, dem man die Flügel ausgerissen hat — pfui! ich mag nicht daran denken! Was ist denn auch eigentlich jedes Bündniß dieser Art? Mein kluger, vor lauter Wahrhaftigkeit witziger Karr mag Ihnen statt meiner antworten: „C'est une personne, qui aime et une autre, qui se laisse aimer.“ Und das wäre das Herrlichste im Leben?“ fügte sie fast höhnisch hinzu.

„Wer sagt Ihnen, daß Sie vor jenem Gefühl, das Sie zu verachten scheinen, sicher sind? Wenn die Liebe sich doch noch in Ihr Herz schliche?“

„Nie! nie!“ rief die Gräfin erschrocken. „Ich bin noch nicht alt genug, um kindisch zu werden; ich werde nie so alt sein,“ setzte sie, über ihren eignen Schrecken lachend, hinzu.

Es wurden noch einige gleichgiltige Worte gewechselt, dann stand Auguste auf, packte ihre Arbeit zusammen, dankte der Gräfin für ihre Mittheilungen, und entfernte sich mit einem freund-

lichen Gutenachtgruß. Benna blieb eine Weile unbeweglich sitzen. Ihr ganzes Leben schien vor ihrem innern Blick vorüberzuziehen; ein leiser Zug von Schmerz umspielte die sonst so lächelnden Lippen; sie senkte das Haupt und flüsterte leise vor sich hin: „O ja! es hätte Manches anders kommen können, Vieles!“ Tausend Bilder mochten sich lockend und reizend vor sie hindrängen; zum Glück fühlte sie, daß es um sie geschehen wäre, wenn sie jetzt, nachdem es vielleicht zu spät, jenen sanften Stimmen den Einlaß in ihr Herz gönnte. Sie wollte nicht darein willigen, ihr Leben als ein verfehltes zu betrachten, und rasch aufstehend schloß sie ihren stummen Monolog mit den Worten: „Es ist besser, daß es so gekommen ist.“

Dann klingelte sie, ließ sich auskleiden, legte sich zu Bette, und las in einem neuen Roman, bis sie darüber einschlief.

Und solltest du einen Injurienprozeß gegen mich anhängig machen, ich kann nicht anders, als sagen: „arme Benna!“

Ein einſamer Abend.

Laß das Geſpenſt des Bangens ſchwinden!
Es iſt der Geiſt allein, der lebt,
Und der jetzt nur in Feſſeln webt;
Er wird einſt glorreich überwinden.

Ernſt Freihr. v. Feuchtersleben.

Es war im November. Träg und verdroſſen rieſelte ein feiner Regen herunter; die Stadt ſah aus, als ſei Mylady Langeweile, an einem Herbſtſonntag zu London geboren, auf ihrer Reiſe über den Continent, eingetroffen, und als ſuche man die weithin herrſchende Dame auf die ihr zuſagendſte Weiſe zu empfangen. Des eingetretenen Feiertags wegen waren die Läden geſchloſſen, und ihre ſchwarzen Eiſenthüren hatten ein ſo mürriſches Anſehen, daß man verſucht war zu glauben, die ganze Stadt ſei bankerott geworden, und mit allem fröhlichen Verkehr habe es ein Ende. So kam der Abend heran; was ſollte ich beginnen? Die Theater waren geſchloſſen. In Geſellſchaft wollte ich nicht gehen, aus Menſchenliebe nicht, um nicht den Anſteckungsſtoff, der in mir gährt, weiter zu verbreiten. Es iſt wunderlich: um keinen Preis würde man ſich entſchließen, mit verwildertem Haar oder ungewaſchenen Händen unter

Menſchen zu gehen, aber die Andern durch den unerquicklichen Anblick einer wüſten Stimmung zu verletzen, daraus machen ſich die Wenigſten ein Bedenken. Was mich betrifft, ſo habe ich dieſe moraliſche Mißhandlung ſo oft erfahren, daß ich mich wohl hüte, ſie an Andern zu verüben. Mein Entſchluß war demnach bald gefaßt. Um ihm nicht mehr untreu werden zu können, vertauſchte ich meinen Anzug mit einem bequemen Nachtkleid, löſte mein Haar auf, und gab den Befehl, durchaus keinen Beſuch anzunehmen. Nachdem ich auf dieſe Weiſe als zweiter Themiſtokles meine Schiffe verbrannt hatte, begann ich die Bücher zu muſtern, die auf meinem Tiſche lagen. Leider war dieſe Entdeckungsreiſe nach etwas Erhebendem, Anregendem fruchtlos, wie eine Nordpolexpedition. Um zu erfahren, daß das Reich der Beſchränktheit Arroganz und Gemeinheit auf Erden noch lange nicht zu Ende ſei, brauchte ich nicht erſt X.'s Novellen und Y.'s Gedichte zu leſen. Mit Widerwillen ſchob ich dieſe gedruckten Pockennarben unſrer Zeit bei Seite, verdeckte die Lampe, und war nun ganz allein, und hatte Langeweile.

Es gibt aber zweierlei Sorten Langeweile: die eine iſt das rhachitiſche Kind, das ein leerer Kopf mit einem leeren Herzen erzeugt; die zweite

ist die Tochter der vom Zweifel überwältigten und niedergerungnen Begeisterung, und heißt eigentlich: Ueberdruß. Wir wollen nur von dieser sprechen. Ihr Antlitz ist bleich; trostloser Spott brennt in ihren Augen und ihre schmerzhaft verzognen Lippen flüstern höhnisch die schrecklichen Fragen: „Warum? Wozu?“ Sie haucht auf den Blumenflor unsres Geistes, und schnell entfärbt beben die Blüthen in den Staub hernieder; sie streift an den Gedanken, den wir jahrelang gehegt und, wie vom heißen Wind der Wüste getroffen, zerfällt er, ein form- und lebloses Ding. Wenn wir am lauten Tage streben und ringen, wenn wir in einsamen Nächten für Andrer Wohl wachen und sorgen und dichten, tritt sie vor uns hin, und führt uns die Geister der Großen vor, die gearbeitet und gelitten haben und gestorben sind, um die bedrängte Menschheit von Schmerz und Sünde und Knechtschaft zu befreien. Lähmend legt sie ihre kalte Hand auf die strahlende Stirn des Strebenden, und die Strahlen erlöschen, wenn sie fragt: „Was war ihr Lohn?“ Ist es besser geworden auf Erden, seit die dunkle gemeine Scholle jenes edle Blut getrunken? Sind die Menschen tugendhafter, freier, glücklicher, seit jene großen Herzen, im frommen Wahn, sie zu er-

lösen, sich für sie ans Kreuz schlagen ließen? Und willst du die Zahl jener fruchtlos Hingeopferten vermehren? Laß ab! laß ab! Sie Alle, die da glaubten, dem Lichte, dem Ruhme entgegenzugehen, sie gingen nur dem Tod entgegen. Brausend und schäumend stürzten die Wogen der Zeit über ihr Werk her, und ein zweites Sterben steht Denen bevor, deren Gedächtniß bis jetzt fortlebte."

Doch wohin gerathe ich? Ich wollte Euch ja nur die Geschichte eines Abends erzählen!

So saß ich denn bang und innerlich verstummend, das müde Haupt auf den Arm gestützt, Leise flehend, wie ein ängstlich Kind, fragte mich meine Seele: „Weißt du keines von den schönen Hoffnungsmährchen, mit denen du mich sonst oft ergötztest." Ich wußte keines mehr. Ein Netz von grauen Nebeln schien sich mir um die ganze Erde zu legen, und ich dürstete vergeblich nach Schmerzen.

Endlich erhob ich mich. Ich vermochte nicht diese physische Unthätigkeit länger zu ertragen und wollte es mit einer Beschäftigung versuchen. Das Ordnen äußrer Gegenstände ist vielleicht das sicherste Mittel, in das durch augenblicklichen Zwiespalt verworrne Gemüth Ordnung und Klarheit zu bringen. Oft hatte ich dieß an mir erprobt, vielleicht gelang mir's auch heute. Ich setzte mich an

meinen Schreibtisch und begann meine Papiere zu sichten. Mit demuthvoller Andacht legte ich die Briefe meiner todten Lieben bei Seite; ich war heute nicht würdig sie zu lesen, denn nur wenn mich die Freude mit ihrem reichen Sonnenlicht überströmt oder heilige Schmerzen ihren Sternenbaldachin über mein Haupt wölben, wag' ich es, jene sel'gen Geister zu beschwören.

Ganz mechanisch griff ich nach einem Portefeuille, das ich seit Monaten nicht geöffnet hatte; sein Inhalt war mir so fremd geworden, als hätte ich nie darum gewußt. Eine Menge Blätter von den verschiedensten Größen und Farben fiel mir daraus entgegen; es waren Entwürfe von Gedichten, die mir, seit ich sie vollendet hatte, so völlig aus der Erinnerung entschwunden waren, daß ich sie jetzt mit dem Lächeln der Verwunderung überlas, und mich auf die großen Erschütterungen zu besinnen suchte, die ihren Nachhall in diesen Liedern und ihre Thränenspuren auf diesem Papier zurückgelassen hatten. Mitten unter diesem Sichten und Durchmustern fiel mir ein gedrucktes Blatt in die Hände, das, Gott weiß wie, unter meine Schriften gerathen war; es war eine Nummer des Journal des dames. Da ich keine Lust hatte, verjährte Modenberichte zu lesen, so war

ich schon im Begriffe, das Blatt unter die übrigen Papiere zu legen, als mein Blick auf die Ueberschrift fiel: „Le suicide d'un poète.“ Ich stutzte. Welche Ironie brachte die Kunde eines trüben Dichterendes in diese Blätter, die sonst nur Putz und Tand zu besprechen pflegen? So fragte ich mich, und von einer leicht erklärlichen Neugier getrieben, begann ich den in Rede stehenden Artikel zu lesen.

Es war eine schmerzensreiche und dabei doch ganz gewöhnliche Geschichte, eine jener Tragödien, die täglich vor unsern Augen aufgeführt werden, und von deren Verlauf wir dennoch nichts ahnen, bis wir sie mit Schaudern erfüllt sehen, und am nächsten Morgen wieder vergessen. Jules Mercier, so hieß der junge Dichter, dessen freiwilliges Ende hier erzählt wurde, war eines jener weichen, überzarten Herzen, denen jede rauhe Berührung der Außenwelt tiefe Wunden reißt. Die Erstlingsprodukte seines Talents waren mit Beifall aufgenommen worden — zu seinem Unglück, wie es scheint; denn dieser Erfolg ließ ihm fortan Alles, was nicht Poesie, als schaal und unerträglich erscheinen, und flößte ihm stolze Hoffnungen ein, deren Nichterfüllung ihn selbst vernichtete. In seiner jugendlichen Unkenntniß der Dinge

glaubte der Arme seine Existenz auf seine Dichterwirksamkeit gründen zu können. Nur zu bald überzeugte er sich vom Gegentheil; seine rosigen Träume entschwanden, und die Hand der Wirklichkeit streifte die schönsten Blüthen von seinem Lebensbaum. Schon damals rauschten dunkle Gedanken durch seine Seele, doch besaß er noch die Kraft sie abzuwehren; denn eine tiefsinnige Liebe zu einem jungen Mädchen knüpfte ihn an die Erde. Als ihm aber die Unmöglichkeit, seine Emma jemals zu besitzen, immer klarer wurde, beschleunigte eben diese Leidenschaft, die ihn eine Weile aufrecht gehalten hatte, seinen Untergang. Der letzte Faden riß, die finstern Plane, die er anfangs mit Entsetzen verscheucht hatte, kamen immer häufiger, bis sie ihn nicht mehr erschreckten. Wohl gab es auch da noch einzelne Momente, wo er mit sehnsüchtigem Verlangen auf die reichen Güter der Welt hinblickte, und hätte sich ihm in solchen Stunden eine hilfreiche Freundeshand dargeboten, er wäre gerettet worden; aber diese Hilfe erschien nicht. Die dunkeln Mächte gewannen die Oberhand und so beschloß er in den Fluthen der Seine ein Leben, das Liebe, Poesie und Elend längst untergraben hatten. In seiner Brieftasche befand sich ein rührendes Gedicht an Emma. Heißt

das nicht mit dem Degen in der Faust sterben? Er war damals zwanzig Jahre alt. Armes Kind!

Mit nassen Augen blickte ich auf das Blatt; das Schicksal schien mir ein blutiger Dschaggernaut, der das zerschmetternde Rad seines Wagens über die lichtesten Stirnen und flammenreichsten Herzen rollt. Immer breitere Schatten wirft die dunkle Gestalt des Selbstmords; immer grimmiger wird die Lebensverachtung des jetzigen Geschlechts; immer stürmischer und verwegner seine Todessehnsucht, und mit heißem Vergessensdurst, mit grausenhaftem Wonneschrei stürzen sich viele der Berufnen und Erwählten vor der Zeit ins lockende Grab. Einst, als noch der Glaube die Welt beherrschte, war es anders. Wohl gab es immer Herzen, deren Sehnsucht die Erde nicht zu befriedigen, deren Wünsche die Welt nicht zu erfüllen vermochte; immer gab es Seelen, die ihre Freuden und Hoffnungen hatten verscheiden sehen, die unverstanden und darum ungeliebt durchs Leben gingen; aber für diese erdfremden Gemüther gab es vormals ein Asyl voll geheimnißvoller Entzückungen: die Religion. Die Keime, die jetzt zornig den Winden preisgegeben werden, oder die in dürren Wüsten verkümmern, fanden damals einen geweihten Boden, und ihre Lichtblüthen kehr-

ten sich als Gottesverlangen, als getrostes Entsagen, als höheres Hoffen gen Himmel. Statt Vieler nenne ich nur zwei, an denen sich die Gewalt ihres Herzens, die Tiefe ihrer Leidenschaften, wie auch die Richtung ihrer Zeit, am deutlichsten offenbarte: St. Augustin und Theresia von Avila. Laßt diese Beiden heute geboren werden; werft sie inmitten einer Gesellschaft, die den Glauben tödtet, die Begeisterung lähmt, die kein andres Recht kennt als den Erfolg, und keinen Gewinn als jenen, der sich mit Zahlen berechnen läßt — laßt, sage ich, diese beiden Sonnenkinder jetzt geboren werden, und sie werden keine Stütze mehr finden, an der sie sich gen Himmel ranken könnten, wie sie's gethan.

Die Zahl der freiwilligen Todesfälle wird in den Sterbelisten angegeben, und sie ist, bei Gott! groß genug; doch ist sie nur klein und unbedeutend, wenn ich sie mit der freilich nicht zu ermittelnden Menge von geistigen Selbstmorden vergleiche, die täglich vollzogen werden, mit jenen zwar unblutigen, darum aber nicht minder schmerzlichen Opfern, die der jetzigen Welteinrichtung täglich fallen. Wie Viele, die da einsehen lernten, daß man, um Dichter sein zu dürfen, eben so gut ein bestimmtes Einkommen aufzuweisen haben müsse, wie in manchen Ländern bei der Bewer-

bung um gewisse Stellen, schlagen verzweiflungsvoll humoristisch ihren innern, eigentlichen Menschen todt, um fortan als Schreib-, Lehr-, oder Commandirmaschinen zu fungiren, bis ihr Herz kalt und dürr genug geworden ist, um die heiligste Wahrheit ihres Lebens als einfältige Träumerei zu belächeln. Und dennoch sind diese die Starken, Muthigen, Tapfern; denn die aus zarterm Stoffe Gebildeten schaudern vor einer solchen, von halbem Moder angefressenen Existenz zurück, und haben nicht die traurige Kraft, ihre eignen Leichenmahle zu werden. Lieber setzen sie die Grenzscheide eines Grabsteins zwischen sich und die Welt.

Eine tiefe Rührung überwältigte mich seltsam, und geisterhaft bewegte mich der Gedanke, daß ich auf Erden wohl die Einzige sei, die des Entschwundenen noch gedenke. Und Emma? Ach Gott! die ist vielleicht jetzt an irgend einen Spießbürger verheirathet und hat ihr Hauswesen zu besorgen, ihre Kinder zu erziehen, und für die Lebenden so viel zu schaffen und zu thun, daß ihr keine Zeit bleibt, sich der Todten zu erinnern. Oder thu' ich dir Unrecht, du arme Dichterbraut? Hat die Flamme jener Liebe, die keine Zeit und kein Thränenguß auszulöschen vermag, wirklich in dir gezündet? Dann vergib! vergib! Die Treue ist ja so

selten auf Erden, daß man sie nicht zu fordern und kaum zu hoffen wagt. Vergib mir um des frommen Mitleids willen, mit dem ich jetzt das Grab deines Freundes zu schmücken suche.

Ich las weiter. Die Bitterkeit und Gereiztheit des Tones, mit dem der französische Journalist die Stellung des Dichters, und die Härte der Welt gegen ihn schilderte, forderte mich zur Prüfung dieser Verhältnisse auf. Ich sah nicht mehr bloß den unglücklichen Jüngling, wie er nach einem verzweifelnden Rückblick auf all die Freuden, die er nie genossen, das Leben von sich warf; ein größeres, erschütternderes Bild tauchte vor meinen Blicken auf; das weite Schlachtfeld, wo für Einen, der es zum Marschall bringt, Tausende unbekannt und unbemerkt zu Grunde gehen, die so gut wie dieser Eine befähigt waren, Marschälle zu werden. Ist aber darum die Welt anzuklagen und der Härte zu zeihen, wie es in dem Aufsatz über Mercier mit schmerzenreichem Hohne geschah?

Ich glaube nicht, und wenn ich die Welt vertheidige, so wird mich Niemand der Parteilichkeit beschuldigen; denn sie hat mir nie Gutes erwiesen, und wenn sich auch kein Lorbeerzweig um meine Stirne schlingt, so weiß ich doch nur allzu gut, wie Dornenkronen drücken.

Ich will es versuchen, das Verhältniß des Dichters zur Jetztwelt in einem Bilde zu schildern.

Mit athemloser Begier wird jedes Mährchen von dem Kinde vernommen, dessen noch nicht in die Grenzen des Verstandes gebannte Phantasie sich in jedem Reiche heimisch fühlt, und dem die Welt der Feen, Nixen und Kobolde um nichts fremder und unbekannter ist, als die, worin es lebt. Mit treuherzigem Glauben folgt der kindliche Geist dem schwerbedrängten Däumling auf seinen vielverschlungenen Fahrten. Mit angstvollem Pochen erwartet das kindliche Herz die Heimkehr des grausamen Blaubarts, und ein unbeschreiblicher Jubel, wie wir Erwachsenen ihn selbst für wirkliche Glücksfälle nicht mehr so ungetrübt und rückhaltslos haben, durchjauchzt die kleine Brust, wenn irgend eine gute Fee, oder ein tapferer Ritter den Zauber löst, der auf einer Prinzessin lag, oder ein verloren geglaubtes Kind seinen Eltern wiedergibt. Und mit heiterer Liebe wendet sich der gereifte Mann wieder zu der sonnigen Mährchenwelt, deren süße Mystik sich nur dem abgeklärten Geiste enträthselt. Ihre Riesen, Feen und schützenden Genien sind ihm die tiefsinnig naiven Symbole der geheimnißvollen Kräfte, die dem Menschen auf seinem Gang durch das Le-

ben, bald feindlich, bald vermittelnd nahen, bis er alle Proben bestanden und, als selig Freier, den Bann, der noch auf Andern lastet, zu lösen und die Wildniß des Lebens in einen Blüthenhag, wo Sang und Duft himmelwärts streben, umzuzaubern vermag. Das Kind glaubt an das Mährchen selbst, der Mann an die Bedeutung des Mährchens; allein die Periode, die zwischen diesen beiden Grenzen liegt, die Zeit, wo der Geist den kindlichen Vorstellungen bereits entwachsen und für die höchste Einsicht noch nicht gereift ist, bleibt von jenen wundersamen Gestalten unberührt; denn sie ist weder naiv noch erkenntnißfähig genug, um sich an ihnen zu erfreuen. In diesem Verhältniß scheint mir auch die Poesie zur Jetztwelt zu stehen. Die Menschheit ist nicht mehr jung und harmlos genug, um sich an den Schöpfungen des Dichters in heitrer Unbefangenheit zu ergötzen, und noch ist sie im Ganzen nicht zu jener Höhe gelangt, wo man in der Poesie kein morgenatisch Traumbild, sondern die höchste, ja einzige Wahrheit erblickt. Die Welt ist, — man mag mir den ernsten Ausdruck vergeben — in ihren Flegeljahren und muß noch gar Vieles erwerben, ehe sie die Dichter brauchen kann. Wozu soll sie aber Leute belohnen, die ihr vor der Hand zu nichts nützen?

Man dürfte mir einwenden, daß sich das hier Gesagte schlecht mit den Thatsachen vertrage, indem es noch immer einige Dichter gebe, deren Werke als nothwendige Bedingniß jeder Bildung betrachtet werden. Wer sind aber diese Dichter? Meistens solche, die in frühern Tagen lebten und schrieben, und auf ihre empfänglichern Zeitgenossen einen so großen Einfluß ausübten, daß dadurch selbst die Entwickelung der nachfolgenden Jahrhunderte bedingt wurde. Ein geistiger Erwerb, den die Menschheit einmal wirklich gemacht, geht nicht wieder verloren; darum ragen jene gigantischen Gestalten gleich Pyramiden aus der Sandwüste unsres verflachten Seins empor. Es ist mir auch nicht eingefallen zu behaupten, die Poesie sei ganz und gar aus der Welt entwichen; nur habe ich die Ueberzeugung, die aufgespeicherten Geistesschätze seien zu groß, und ihr Verbrauch verhältnißmäßig zu gering, um einen neuen Zuwachs nothwendig, oder auch nur dankenswerth zu machen, und das ist für uns Lebende und Sterbende immer traurig genug. Auch der Entwicklungsgang der Menschheit hat seine theilweise Pausen, die zur Harmonie des Ganzen sicher unumgänglich sind; wehe aber dem Flöten- oder Harfenspieler, der zu einer Zeit geboren wird,

wo Flöte und Harfe pausiren müssen, und nur die Trommeln wirbeln, die Trompeten schmettern, oder die Maschinen schnarren, und die Federn in Bureaux und Comptoirs kreischen. Und wie lange dauert eine solche Pause! Man kann geboren und erzogen werden, eine neue Rechnungsmethode erfinden, das Aufblühen einer Aloe abwarten, zum Philister werden, und sich endlich hinlegen und sterben, ohne daß sie zu Ende ginge. Der Umstand, daß es auch einige jetzt lebende Dichter gibt, denen es weder an Ruhm, noch an materiellem Lohne fehlt, beweist wenig gegen meine Behauptung. Ich kannte einen notorischen Geizhals, der jährlich zwar sehr glänzende Bälle gab, um sich mit der öffentlichen Meinung abzufinden; die mußten ausreichen, um für ein ganzes Jahr alle seine Knickereien zu bemänteln und zu beschönigen. Auf gleiche Weise hat die Welt, des Anstandes und alten Herkommens halber, eine zwar große Berühmtheit sanktionirt; jetzt ist sie's aber müde, jetzt hat sie dessen genug, und wenn ein jugendliches Talent Schutz und Anerkennung von ihr fordert, so sagt sie, eilig wie ein Geschäftsmann, der den Abgang der Post nicht versäumen will: dazu fehlt mir's jetzt an Zeit. Ich habe Eisenbahnen und Maschinen zu bauen, Kanäle zu

graben, Konstitutionen zu ersinnen, und was die Poesie betrifft, so habe ich das Meinige für sie gethan, indem ich Hugo, Uhland, Lenau und noch ein paar Andre gelten lasse.

Gelten lassen? Gut! und soll dieß genug sein? Sagt nicht schon das Evangelium, daß jeder Arbeiter seines Lohnes werth sei, und welcher angemessene Lohn wird den größten Dichtergeistern unsrer Zeit? Oder soll es wirklich genug sein, daß ihnen ihre Manuscripte vom Buchhändler zu erträglichen Preisen abgekauft und von der geringen Zahl Derer, die sich mit der Literatur ernst und gewissenhaft beschäftigen, gelesen werden, während die unendlich größere Menge sich damit begnügt, diese Blätter voll der heiligsten, nur durch große Schmerzen zu erlangenden Offenbarungen flüchtig und gedankenlos zu durchstöbern, und auch dieß nur, um, wie es heißt, au fait der Tageserscheinungen zu bleiben? Viele machen sich's noch bequemer; ein Journalartikel ist geschwinder gelesen, als ein Buch, erspart überdieß auch die Mühe, ein eigenes Urtheil zu fällen; darum greifen sie lieber nach irgend einem Literaturblatt und variren dann in ihren Salongesprächen die unverstandene Kritik eines ungelesenen Buches auf die abenteuerlichste Weise.

Gelten lassen? Vortrefflich! und was weiter? Lebt im ganzen deutschen Land ein Dichter (Literaten im weitern Sinne des Wortes gehören in eine andre Kategorie), dem sein Talent allein eine unabhängige Stellung sichert? Muß nicht jeder, falls er nicht zugleich Rentier ist, was leider ziemlich selten zusammentrifft, um seine äußere Existenz zu begründen, sich in Verhältnisse schmieden, die seine Freithätigkeit mehr oder minder hemmen? Die Beispiele davon sind nur allzu zahlreich und wenn auch die Edeln und Starken durch keine äußere Anforderung dahin gebracht werden können, gegen ihre Ueberzeugung zu sprechen, so ist es schon ganz genug, daß sie dieselbe nie völlig aussprechen dürfen. Die unseligen innern Zerwürfnisse, in die Jeder geräth, der zweien Herren dienen muß, werden nicht eher aufhören, bis dem Dichter jene äußere Stellung angewiesen wird, die Dem, der sich um seine Nation, ja um die Menschheit verdient macht, gebührt. Wie weit wir von diesem Punkte noch entfernt sind, brauche ich nicht erst zu sagen, und ist auch hierin in andern Ländern, namentlich in Frankreich und England ein großer Schritt zum Bessern geschehen, so wird dieß lichtere Bild doch sehr verdunkelt, wenn man sich erinnert, daß die geniale Elisa Mercoeur im

tiefſten Elend verkümmerte, daß der reichbegabte, und, was in unſern ſchwachen Tagen noch mehr ſagen will, geſinnungsſtarke Hégeſippe Moreau im Hoſpital ſtarb, und Burns ſein ganzes Leben unter dem Druck bedrängender Verhältniſſe verbrachte.

Es iſt ſchwer bei dieſen und ähnlichen Erinnerungen eine ſchmerzhafte Bitterkeit zu unterdrücken, und doch iſt dieſe eine ungerechte. Die Welt hat (ich meine es durchaus nicht ironiſch) wirklich Anderes zu thun, als ſich mit Idealem zu beſchäftigen, ſo lange die Wirklichkeit nicht befriedigend geordnet iſt. Der Dichter iſt ihr für die Gegenwart und nächſte Zukunft entbehrlich; denn das Bedürfniß, dem er abzuhelfen vermag, regt ſich nicht in ihr, und könnte, falls es zum Vorſchein käme, durch die bereits vorhandenen Geiſteswerke zur vollſten Genüge befriedigt werden. Doch eine troſtvolle Ueberzeugung hege ich im innerſten Gemüth: die, daß die Menſchheit nach vollbrachten, Wanderjahren, in edler und freudiger Gereiftheit zu dem göttlichen Quell zurückkehren wird, der das Taufwaſſer ihrer Kindheit geweſen und deſſen heilige Fluthen ſie einſt weihen werden zu einem irdiſch höhern Leben. Doch nicht eher wird dieß geſchehen, als bis die Materie bezwungen, Elend und Sklaverei überwunden und der Menſch Herr

sein wird über die Erde und ihre Kräfte. Darum ergreift mich die tiefsinnigste Freude, so oft ich die Kunde von irgend einer, ein physisches Hemmniß beseitigenden Erfindung vernehme oder höre, daß ein Volk in seiner politischen Freiheit einen Fortschritt gethan, daß gesellschaftliche Einrichtungen getroffen wurden, welche die Summe menschlichen Jammers vermindern und eine Last nach der andern von gebeugten Schultern nehmen. Diese Fortschritte, schon an und für sich hochwichtig, sind mir's doppelt, weil nach meiner Ansicht mit jedem dieser Hemmnisse ein Feind der Poesie begraben wird; denn erst, wenn der Geist über die irdischen Interessen beruhigt ist, wird er sich dem Reich des Uebersinnlichen zuwenden, und der Tempelbau wird beginnen, wenn die sichern Wohnstätten vollendet sind. Aus jenen Entwicklungen wird sich eine Poesie gebären, die wir jetzt nicht einmal zu ahnen vermögen, die aber sicherlich reiner, erhabner, großartiger sein wird, als die unsrer Tage; denn selbst ihre Schmerzen und Klagen werden nicht kümmerlichen Bedrängnissen entspringen, sondern der ewigen Sehnsucht nach Gott, die sich im Herzen jeder Creatur um so lebendiger regt, je mehr es irdisch befriedigt ist. Dann wird der Dichter wohl nicht mehr der Leh-

rer der Menschheit sein, wie er es in ihren frühsten Bildungsjahren war, doch eben so wenig wird er als nutzloser Träumer belächelt werden, wie jetzt; nein! als Hoherpriester wird er an reinem Altar stehen, ein Dolmetsch des Himmels. O, wie herrlich wird jene Zukunft sein, da schon ihre bloße Ahnung genügt, zorn- und gramvolle Herzen zu besänftigen, und gebeugte Gemüther aufzurichten vermag durch das Bild von Seligkeiten, deren sie selbst nicht theilhaftig werden sollen!

Die Poesie ist eine vertriebene Königin, die in den Herzen ihrer Auserwählten in erhabner Abgeschiedenheit lebt, wie die einer irdischen Krone Beraubten, in dem ewigen Rom. Dort wartet sie den Tag ab, der ihr die nur auf eine Zeit entrissene Herrschaft zurückgeben wird; sie verschmäht es, sich vorzudrängen und mit rauhem Streit ihr Recht geltend zu machen; denn sie weiß, daß ihre einstige Rückkehr eine höhere, durch die Entwicklung des Menschengeistes bedingte Nothwendigkeit ist, und daß selbst ihre jetzigen Gegner nichts thun, als unbewußt ihren einstigen Sieg vorbereiten, und ihr künftiges Reich nur fester begründen. Darum hinweg mit aller Bitterkeit! Sie ziemt dem Herzen nicht, das für eine große Sache schlägt, und in ihrem Werth, in ihrer Herrlich-

keit die sicherste Bürgschaft für ihren Sieg findet. Wir mögen darüber trauern, daß dieser in Zeiten fallen wird, wo unsre Lippen verstummt und unsre Augen geschlossen sein werden; doch über unser Thun und Lassen, über unsre Gesinnung darf dieser zufällige Umstand keinen Einfluß ausüben. Wer sich jetzt dem Dienst der Göttin weihen will, der lerne vor Allem mit hohem Muth entbehren, und der Priester einer künftigen Zeit fordre seinen Lohn nicht von der jetzigen, die ihm keinen schuldet. Sollte man mir hier bemerken, daß es in diesem Falle besser und klüger wäre, gar nicht zu dichten, so würde ich Folgendes darauf entgegnen: Seinem Verhängniß kann Niemand entgehen, und ein großes, ernstes Verhängniß ist es, die Gabe des Gesanges empfangen zu haben. In der Unwillkürlichkeit des Dichtens liegt ein Beweis für die Göttlichkeit der Poesie. Wer sie aufgeben kann, der thue es ohne Bedenken, denn er besitzt sie ja doch nicht. Wem sie sich wirklich geoffenbart, den beherrscht sie, und er wird zum willenlosen Organ, durch welches sie sich der Menschheit versinnlicht. Ja! es ist ein Verhängniß, als Dichter geboren zu werden, und es wäre das trübste, schmerzenreichste, wenn es nicht das herrlichste, gotterfüllteste wäre.

Du aber, armes, gebrochnes Dichterherz, dessen trübes Loos diese Gedanken in mir erweckte, du sollst in keinem ungeschmückten Grabe ruhen. Der zwölf Schuh tiefe Strom hat dich verschlungen, die Welt weiß nichts von dir; deine Gedichte, deren Veröffentlichung du noch sterbend verlangtest, sind nicht erschienen und der Nachruhm, auf den du bis zum letzten Athemzug hofftest, ist dir nicht geworden. Dennoch sollst du keiner von Jenen sein, von denen es in der Schrift heißt, ihr Name sei auf Wasser geschrieben gewesen. Gleich Spätrosen streue ich diese Liebesworte auf dein versunknes Grab. Ich fand dich an einem Abend der tiefsten Herzenseinsamkeit; mit nassen Locken, bleichem Antlitz und trübem Lächeln tratst du zu mir, und ich war nicht einsam mehr. Das mystische Band, das mich an alle Leiden und alle Särge knüpft, zog mich zu dir und als mildes Dämmerlicht, als sanfter Nachhall soll dein Gedächtniß in mir fortleben, wenn auch die Sonne längst untergegangen, der Ton längst verklungen ist. Mir ist, als müsse dir die Erde leichter sein, so lange sich noch eine Seele deiner erinnert, und diese Seele will ich sein. Für deinen Grabesfrieden ist gesorgt, so lange ich lebe.

Auf- und Untergang.

Lebensbild

I.

Verbiete Du dem Seidenwurm, zu spinnen.

Göthe.

Es war in Nantes. An dem Fenster eines kleinen, weißen Hauses, das sich in den Fluthen der vorbeiströmenden Loire spiegelte, saß ein junges Mädchen und schrieb. Es war noch früh am Morgen und die Straßen still und einsam; doch war die Aufregung, in der Elisa sich befand, so groß, daß es schien, als würde auch das lärmendste Geräusch sie in ihrer Beschäftigung nicht stören. In dieser ekstatischen Versenkung lag fast etwas Somnambules, dessen geisterhaftes Grauen in seltsamem Contrast mit der frischen Jugendblüthe stand, die sich auf Elisa's Antlitz malte. Ihr ungemein reiches Haar, das in seiner Ueberfülle den Zwang des Kammes nicht dulden wollte,

floß in langen, dunkeln Locken um die rosigen Wangen bis auf die runden Achseln hernieder. Die vollen, weichen Lippen waren vom brennendsten Roth, und wenn sie sich, was öfters geschah, zu trämmerischem Lächeln öffneten, enthüllten sie zwei Reihen kleiner, blendendweißer Zähne, die dem lieblichen Gesicht neue Frische und neuen Reiz verliehen. Die Kleidung des jungen Mädchens war sehr einfach, die Einrichtung des Zimmers, worin sie sich befand, fast ärmlich: ein Bett mit einem Betschemel darneben, ein kleiner Schrank, ein Tisch, in welchen Elisa als Kind, wenn ihre Lehrer sie gar zu arg langweilten, mit dem Federmesser die wunderlichsten Figuren eingeschnitten und eingekritzelt hatte, ein paar Rohrstühle und ein Schreibepult — darin bestand das ganze Mobiliar, das einem Schätzmeister wahrscheinlich nur ein mitleidiges Lächeln entlockt haben würde, und das in seiner Einfachheit dennoch etwas unendlich Heimliches, ich möchte sagen, Rührendes besaß. Vor dem Fenster standen einige Blumenstöcke, zwischen diesen ein Drahtbauer, in welchem ein Vogel sein muntres Wesen trieb, und so fehlte es auch in diesem schmucklosen Stübchen nicht an Sang und Duft, diesem Luxus, den die gütige Natur selbst den Aermsten nicht verwehrt.

Elisa schrieb fort, doch hielt sie manchmal inne, lehnte sich zurück und der Blick ihrer halbgeschlossenen Augen schien sich um so durchdringender nach innen zu richten; dann zuckte wieder ein heller Strahl über ihr Gesicht, ihre Brust hob sich in raschern Schlägen, ein fast sieghaftes Lächeln schwebte um ihre Lippen, und ihre Hand flog über das Papier hin, als wollte sie den flüchtigen Gedanken nacheilen. Mit solcher Inbrunst, solcher schwärmerischen Verzückung schreibt man an keinen Menschen, selbst an den geliebtesten nicht; nur vom heiligen Athem der Poesie durchhaucht, kann die Seele so ganz und gar zur weltvergessenden Pythia werden. Elisa bemerkte es nicht, daß die Thür leise geöffnet wurde, und erst, als eine wohlbekannte, liebe Stimme ihren Namen rief, blickte sie empor. Die begeisterte Muse ward schnell wieder zum jungen, an Gehorsam und Unterwerfung gewöhnten Mädchen. Sie erröthete, wie ein auf einem Fehler ertapptes Kind; verwirrt und hastig suchte sie das noch nasse Papier zu verbergen.

„Was schreibst Du da, Elisa?“ fragte Madame Mercoeur mit sanftem, aber ernstem Ton.

Das junge Mädchen antwortete nur mit einem bittenden Blick.

„Du hast wieder gedichtet?"

„Nein, liebste Mutter! es hat in mir gedichtet."

„Hast Du vergessen, wie oft ich Dich bat, diese Bestrebungen aufzugeben, bei denen kein Zweck abzusehen ist. Wohin können sie Dich führen?"

„Wohin?" wiederholte Elisa, und ihre kindlichen Züge nahmen plötzlich einen wunderbaren, blendenden Ausdruck an; „wohin? Vielleicht zum Ruhm!"

Ihre sonst so fröhliche Stimme gewann, indem sie dieß Wort aussprach, einen so eigenthümlich kräftigen, seelenmächtigen Klang, daß jeder Einwurf vor der Gewalt dieser Ueberzeugung verstummen mußte. Bei aller Sorge für Elisa's vielleicht gefährdete Zukunft konnte sich Madame Mercoeur der stolzen Mutterfreude über eine solche Tochter nicht erwehren; dennoch bezwang sie sich und entgegnete: „Der Ruhm ist für uns Frauen nicht gemacht."

„Warum nicht?" fragte Elisa, „wenn wir für ihn gemacht sind?"

„Und meinst Du, daß Du es seist? Ich hätte Dich eines so thörichten Hochmuths nicht fähig gehalten."

„Nein, Mutter, ich bin nicht eitel, nicht hochmüthig, gewiß! ich bin's nicht. Was kann ich

dafür, daß sich tausend Gedanken und Bilder in meinem Geiste drängen; daß es mich manchmal wie ein Fieber ergreift, von dem ich nur genesen kann, wenn ich mir durch ein Lied Luft mache? O wüßtest Du, wie frei dann meine Brust, wie hell mein Auge wird, wie ich mich erhoben, erleuchtet, recht im Mittelpunkt alles Lebens fühle: du würdest mir mein Glück gewiß nicht mißgönnen. Sieh! es steht ja nicht erst seit gestern so mit mir. Erinnere Dich, wie ich noch ein kleines Mädchen war, und zu Deinen Füßen saß, und Dir die langen Geschichten erzählte, die ich von Niemanden gehört hatte, die mir zugekommen waren, ich wußte selbst nicht wie; denk' an die Zeiten, wo ich mit den Vögeln und Blumen die eindringlichsten Gespräche führte und den Bann lösen wollte, der sie in dieser Gestalt hielt, denn sie schienen mir schöne, verzauberte Menschen, deren Sprache ich verstand, wie sie die meine. Und noch jetzt fühl' ich mich ihnen verwandt; Du glaubst nicht; wie innig unser Verkehr ist, mit welchen süßen Lauten sie an mein Herz dringen. Laß mich ihnen mit meinen Liedern antworten, mit welchen Freundesaugen sie mich ansehen. Laß mich mein tiefstes Wesen frei entfalten! Du fragtest mich vorhin, wohin mich mein Dichten

führen solle. Weil Du mich nach Irdischem fragtest, mußte ich mit Irdischem antworten. Auch gestehe ich Dir gern, daß von allen Gütern, die der Mensch erringen kann, mir der Ruhm das Höchste, Herrlichste scheint. Wissen, daß man in fernen, fremden Landen, jenseits der Berge und Meere tausend unbekannte Freunde hat, wissen, daß man Jenen beigezählt wird, die je mit einem lichten Stern auf dem Haupte über diese dunkle Erde wallten, fühlen, daß man nach dem Tode doppelt leben wird: im Himmel und auf Erden — — ist das nicht groß und entzückend? Und dennoch! wüßte ich auch, daß, wenn meine Lippe verstummt, Niemand meine Lieder mehr singen wird: ich müßte sie doch dichten. Ist mir der Ruhm beschieden, so will ich ihn in tiefster Demuth empfangen, knieend, wie Könige gekrönt werden; soll ich ihn nicht erreichen, so werde ich ihn auch nicht vermissen. Drum sei unbesorgt und laß mich gewähren. Du darfst es ja; denn Du weißt, daß ich mich von meinen Dichterträumen nie so weit hinreißen ließ, um die Wirklichkeit darüber zu vergessen. Habe ich," fuhr sie scherzend fort, „wenn ich auch die schönsten Entwürfe, die mich um Form und Gestaltung anflehten, im Kopfe trug, darum je eine meiner Schülerinnen

beeinträchtigt, eine Unterrichtsstunde abgekürzt, die Regeln des unglücklichen participe passé minder gewissenhaft erklärt, die griechische und römische Geschichte minder genau vorgenommen? Und wenn ich mich nun den ganzen Tag abgemüht habe, meinen kleinen Zöglingen alle diese Weisheit einzuimpfen: warum sollte ich in meinen freien Stunden nicht auch eine Freude haben?"

Mit kindlich bittendem Blick sah sie in die sanften Augen ihrer Mutter, die, ihres verweisenden Ernstes vergessend, ausrief: „Ja wohl hast Du in Deiner zarten Jugend eine schwere Bürde auf Dich genommen! Kaum sechzehn Jahr alt, ernährst Du Deine Mutter mit den Früchten Deiner Anstrengungen, Deines Fleißes. Meine gute Elisa!"

„Sag' lieber: meine glückliche Elisa!" entgegnete das Mädchen, beide Arme um den Hals ihrer Mutter schlingend; „glaubst Du, für Dich zu arbeiten, sei nicht eben so süß, wie ——" sie stockte.

„Zu dichten?" ergänzte Madame Mereveur mit einem Lächeln, das Nachgiebigkeit verhieß.

„Ja, weil Du selbst es aussprichst."

„Elisa, es ist Eines, was mich bang und besorgt macht: Du bist sehr jung; in Deinem Alter thut jede übertriebene Geistesanstrengung dem

physischen Wohl unvergütbaren Schaden. Was Du an nothwendigen Berufspflichten zu erfüllen hast, nimmt Deine Kräfte bereits mehr als zu viel in Anspruch; wenn Du nun noch andere Arbeiten dazu häufst, muß ich nicht besorgen, daß Deine Gesundheit unterliegen werde?"

„O wenn es nur das ist," rief Elisa emporhüpfend, davor laß Dir nicht bange sein! Sieh mich an! Bin ich sehr blaß? sehr abgezehrt? fragte sie mit drolligem Ernst, und indem sie lächelte, bildeten sich zwei Grübchen in den frischen Rosenwangen.

„Du bist ein Kind!" versetzte Madame Mercoeur, die sich umsonst bemühte, ihren Ernst zu behaupten.

„Bin ich sehr hinfällig?" fragte Elisa weiter, während sie kindisch übermüthig im Zimmer umherſprang.

„Du sprichst immer nur vom Jetzt; denk' an die Zukunft."

An die wollen wir denken, wenn sie da sein wird, sagte Elisa fröhlich. Für die nächsten paar Jahre ist, wie Du siehst, noch nichts zu befürchten. Wir wollen eine Uebereinkunft treffen: ich verspreche Dir, nicht mehr Nachts zu schreiben, wie im vorigen Winter, wo ich, weil Du mir

sonst kein Licht ließest, beim trüben Schein der Nachtlampe oft bis zum Morgen dichtete; dagegen mußt Du mir aber zusichern, daß Du mir nicht zürnen wirst, wenn ich in den Morgenstunden mich jenen Träumen hingebe, die mein Glück sind und mein Leben. Zugestanden?"

Ein langer, liebevoller Blick war die ganze Antwort.

„Du schweigst? Das heißt so viel, wie: ja! nicht wahr?"

„Schone Dich und erhalte Dich mir."

„Sei ruhig. Tausend, tausend Dank für Deine Zustimmung."

„Wenn ich jetzt dichtete, geschah es immer mit schwerem Herzen, denn ich konnte mich nicht darein finden, Dir etwas zu verheimlichen; nun ich aber weiß, daß es mit Deinem Wissen und Willen geschieht, wie viel freudiger und süßer wird es nun sein. O laß mich Dir danken!"

Sie drückte die sanftbewegte Mutter an ihr fliegendes Herz. Während sich Beide umschlungen hielten, schlug die nahe Thurmuhr Zehn. Elisa riß sich los und, schnell ihren Anzug ordnend, sagte sie: „Es ist sehr Zeit, daß ich gehe. Die kleine Letoriere erwartet mich gewiß schon an ihrem Studiertisch. Wenn ich mich bei ihr nur ein

bischen mehr in Respect zu setzen wüßte, aber diese Kinder scheinen wirklich gar nicht daran zu denken, daß ich schon sechzehn Jahre alt bin; ich glaube, sie fänden es ganz in der Ordnung, wenn ich mit ihnen spielte."

„Geschieht das nicht mitunter?" lächelte Madame Mercoeur.

„Nun, wenn die Stunde vorüber ist," meinte Elisa, ein klein wenig erröthend, „kann dergleichen wohl manchmal vorfallen, aber früher— Gott bewahre!" fügte sie mit einer allerliebsten, pedantischen Miene hinzu."

„Hast Du heute viel zu thun?"

„So ziemlich; doch der Abend soll mich dafür entschädigen. Adele hat mich zu sich gebeten; nicht wahr, Du erlaubst mir, hinzugehen?"

„Von Herzen gern."

Während dieses Gespräches hatte Elisa ihre Toilette beendigt. Jetzt drückte sie den Strohhut auf ihre schönen, schwarzen Locken, winkte ihrer Mutter einen herzlichen Abschiedsgruß zu, und eilte mit leichten, fröhlichen Schritten nach dem Hotel Letorière, wo ihr Tagewerk für heute begann.

„Da bin ich endlich!“ rief Elisa, an dem ersehnten Abend in das Zimmer ihrer Freundin Adele mehr springend, als tretend.

Die ziemlich gleiche Zahl der Jahre abgerechnet, konnte diese in Allem für das Widerspiel Elisa's gelten. Während die junge Dichterin eine Südenblume schien, die nur der Zufall nach dem Norden verpflanzt hatte, bewährte sich Adele in ihrem Aeußern als echte Tochter der Bretagne. Ihre klaren und angenehmen Züge trugen das Gepräge eines ruhigen, besonnenen, bis zur Hartnäckigkeit entschlossenen Geistes; in dem festen, scharfen Blick ihrer Augen lag mehr der Ausdruck hellen Verstandes, als weicher Schwärmerei, und im Gegensatz zu Elisa, deren selbst im Aeußern ungestümes, rasches, phantastisches Wesen auf leidenschaftliche Erregbarkeit hindeutete, war Adelens Erscheinung das Bild der Ruhe, Klarheit und Sicherheit. Sie mochte auf den ersten Blick kalt scheinen; doch einem geübtern Auge entging nicht, daß diese scheinbare Kälte nur Stärke war. Von guter Abkunft, doch in der strengen Schule der Dürftigkeit aufgewachsen, und schon in früher Jugend gezwungen, für ihre Existenz zu sorgen, hatte sie bei Zeiten jene Selbstständigkeit erlangt, die vielleicht dem Lebenslenze einige seiner Reize

raubt, dagegen aber die künftigen Tage besser schirmt, als es die verschwenderischsten Glücksgaben vermögen.

Bei Elisa's Eintritt saß sie an einem Nähtisch, emsig mit feiner Arbeit beschäftigt; sie blickte auf, nickte der Erwarteten freundlich zu, wies ihr einen Sitz an und bat sie, zu warten, bis ihre Arbeit vollendet sein werde. „Wir wollen dann in den Garten gehen," fügte sie hinzu, „und den schönen Abend genießen."

„Laß uns das lieber gleich thun," meinte Elisa. „Warum willst Du eine halbe Stunde verlieren?"

„Weil ich mein Wort gegeben habe, diese Stickerei noch heute abzuliefern; ich könnte kein Vergnügen genießen, wenn ich mein Versprechen unerfüllt wüßte."

„Hängt das Wohl Frankreich's davon ab?" scherzte Elisa.

„Das geht mich nichts an, versetzte Adele ruhig; „ich habe mich nur darum zu bekümmern, durch Unverläßlichkeit nicht mein eigenes Wohl zu gefährden. Worthalten ist ein großes Stück Ordnung, und Du weißt, wie sehr ich diese in allen Dingen liebe."

„Ach ja," seufzte Elisa, „und es kränkt mich oft, daß ich so ganz und gar keinen Sinn dafür

beſitze. Ich bin gerade nicht nachläſſig, aber zu ſolcher Conſequenz und ſyſtematiſchen Pünktlichkeit, wie ſie Dir eigen, werde ich es nie bringen. Tauſendmal hab' ich mir vorgenommen, meine freien Stunden ſo einzutheilen, daß alle meine Beſchäftigungen, Studien, Arbeiten, geregelt wären und einander ablöſ'ten; ich habe es nie zu Stande gebracht. Wenn ich mich hinſetze, um zu nähen oder zu ſtricken, ſchwirren mir plötzlich hundert Gedanken durch den Kopf, und ich habe keine Ruhe, bis ich die Arbeit wegwerfe, um die Feder zu ergreifen; ein andermal, wenn ich ſchreiben ſoll, fällt mir wieder ein, wie ſchön es wäre, jetzt durch Feld und Wald zu ſtreifen, und ich muß in's Freie. Ich kann wohl auch fleißig ſein, aber nur in guter Stunde, und muß ſie abwarten, während Du ihr gebieteſt. Ja, ich bin ein wunderliches Geſchöpf und viel ſchlechter als Du."

„Nein; nur anders," verſetzte Adele, den Blick auf ihre Arbeit geheftet.

„O ſehr anders!" wiederholte Eliſa bedenklich. „Es iſt wirklich ſeltſam, daß Du mich ſo lieb haben kannſt. Wie viele Gefälligkeiten und Freundſchaftsdienſte haſt Du mir ſchon erwieſen, mir, die ich Dir nie das Geringſte dagegen leiſten konnte! Hältſt Du Dich denn nicht für übervor-

theilt? Du eine so praktische Person und ich ein ganz nutzloses Geschöpf!"

„Sieh, Elisa!" entgegnete das junge Mädchen, und ihr Auge blickte noch klarer und hellsehender, als gewöhnlich, „das ist der große Unterschied zwischen uns Beiden: um Andere zu erfreuen, muß ich ihnen Etwas leisten, Du hingegen brauchst mir zu sein. Wenn ich für Dich arbeite, und dieß oder jenes, was Dir zu mühsam wäre, für Dich besorge, scheint mir dieß ganz natürlich. Du taugst nun einmal nicht für das Alltagsleben, und da ich darum wohl Bescheid weiß, ist es höchst einfach, daß ich hierin für Dich denke. Erinnerst Du Dich, wie wir in der Schule die Fabel von dem Blinden und dem Lahmen auswendig lernten? Nun! blind oder lahm sind wir Menschen am Ende alle."

„Nein, nein!" lachte Elisa; „von mir mag es gelten, aber Du hast gute Beine und vortreffliche Augen. Wozu brauchst Du mich denn?"

„Brauchen? Es ist vielleicht wahr, daß ich Niemanden brauche, wenigstens kann ich mir keine Lage denken, in der ich mich so ganz verlöre, daß ich eines Andern bedürfte und mir nicht genug wäre; aber die Freude bleibt doch immer eine schöne Sache, wenn man sie auch nöthigenfalls

entbehren könnte. Und Freude hab' ich an Dir, obgleich ich mir selbst nicht zu sagen wüßte: warum?"

„Denk' einmal recht nach!"

„Je nun: vielleicht weil Du mir immer neu und so völlig verschieden bist von Allen, die ich kenne."

„Das ist es nicht," versetzte Elisa rasch und mit ausbrechender Innigkeit, „sondern weil Du fühlst, wie gut ich Dir bin." —

In ähnlichen Gesprächen verstrich die Zeit, bis Adelens Arbeit beendigt war. Mit gewohnter Sorglichkeit faltete sie dieselbe in feines, weißes Papier, schickte sie an den Ort ihrer Bestimmung ab, räumte den Nähtisch auf, und erst nachdem sie alle diese Geschäfte in Ordnung gebracht, verließ die pünktliche kleine Person das Zimmer, um sich in den Garten zu begeben.

Die beiden Mädchen setzten sich auf eine Rasenbank. Adele hatte einen Teller mit Obst mitgenommen, das sie zierlich aufgeschichtet und mit Weinlaub umgeben hatte. Während sie mit jugendlichem Appetit den Pflaumen und süßen Trauben zusprachen, setzte sich ihre Unterredung auf folgende Weise fort:

„Weißt Du, Elisa, daß ich Dich heute sehr

aufgeregt finde? Du siehst aus, als wäre Dir etwas besonders Freudiges begegnet."

„Das ist auch der Fall," entgegnete Elisa mit lieblich geheimnißvollem Nicken.

„Was denn?"

Elisa's ganze Antwort war ein mystischer Blick, der auf wortloses Errathen zu hoffen schien.

„Hast Du eine neue Schülerin bekommen?"

„Nein."

„Ist Deiner Mutter der Gnadengehalt, um den sie ansuchte, bewilligt worden?"

„Nein."

„Hat der Kronprinz von Marocco um Deine Hand angehalten?"

„Nein."

„Nun, so sag' mir," rief Adele halb lachend, halb ungeduldig, „welches Heil ist Dir denn widerfahren?"

Elisa's große, schöne Augen nahmen einen noch seelenhaftern, geistigern Ausdruck an; sie senkte den lieblichen Kopf und sagte mit einer Verschämtheit, die doch nicht ohne Triumph war: „Es ist mir heute ein schönes Gedicht gelungen."

„Das ist das Ganze?" rief Adele, sehr enttäuscht. „Kann so Etwas denn wirklich beglücken?"

Das Herz der jungen Dichterin war zu heiß, um sich von der Kälte dieses Wortes durchfrosten zu lassen. Sie blickte begeistert empor und sagte mit der tiefsten Innigkeit: „Ja!"

„Das ist wunderlich. Ich will eine Empfindung, die ich nicht kenne, auch nicht bestreiten; doch erkläre mir: worin besteht das Glück, von dem Du sprichst?"

Elisa fuhr mit der Hand über die Stirn. Sie schien sich zu besinnen; dann schüttelte sie leise das Haupt und sagte mit der Naivetät eines Kindes: „Ich weiß es nicht!"

„Und fühlst es doch?"

„Ob ich es fühle? Sieh! Leben ist Glück, und Dichten heißt tausendfach leben, heißt: sich im Herzen der Welt fühlen, zum Krystall werden, in dem sich die Schöpfung spiegelt, zum selbstbewußten Ton in dem großen Hymnus des Alls. Oft hörte ich das Lied mit der nur aus einer Krankheit entstandenen Perle vergleichen, doch mir scheint kein Bild unrichtiger, als dieses. Nie gelang mir ein Lied, daß es nicht mein Inneres wie mit Sonnenstrahlen durchfluthet hätte. O, könnte ich die süßen Schauer schildern, mit denen der Geist den Thautropfen, der zur Perle werden soll, zuerst in sich empfängt, wie er ihn dann schweigend

in sich hegt und pflegt, bis die Stunde gekommen und die Muschel sich öffnet. Die andern Menschen, was sie auch treiben mögen, arbeiten nur und geben, wenn's hoch kommt, allen Dingen neue Form; der Dichter allein schafft und entrafft dem Nichts ein All. Und wie es selig macht, den letzten, tiefsten Grund seines Wesens auszusprechen, alle Liebe und Verehrung, deren Ueberfülle das staunende Herz bedrängt! Nie empfand ich es tiefer, als heute; ich schrieb ein Gedicht an Chateaubriand, meinen hohen Freund, den ich nie gesehen, meinen großen Lehrer, der nichts von mir weiß, meinen König, vor dem ich mich in freudiger Demuth beuge. Lange, lange trug ich diese Last von Dankbarkeit und Ehrfurcht auf dem Herzen, ich konnte das rechte Wort nicht finden; jetzt hab' ich es gefunden, meine Brust hebt sich frei und leicht, und ich bin glücklich."

Adelen's Miene drückte Staunen und Ueberraschung aus, als Elisa, die sie bisher nur als das fröhliche junge Mädchen, das sie auch wirklich war, gekannt hatte, sich ihr nun auch von dieser Seite ihres wunderbaren Doppelwesens zeigte. Ihr Geist war weder so beschränkt, um das, was sie nicht verstand, zu negiren, noch beflügelt genug, um Elisa's hinströmender Phantasie folgen

zu können; sie war ein Kind der Erde und unfähig, den festen Boden der sichtbaren Wirklichkeit zu verlassen. Mit dem practischen Sinn, der ihr angeboren war, und den ihre frühern Lebenskämpfe noch vermehrt hatten, fragte sie: „Was willst Du eigentlich mit Deinen Gedichten anfangen?"

Die Reihe des Staunens kam nun an Elisa. „Ist es nicht genug, daß ich sie schrieb?" fragte sie.

„Es ließen sich aber auch noch andere Zwecke damit verbinden."

„Zum Beispiel?"

„Du könntest sie drucken lassen."

Aus Elisa's Augen sprühte Lust und Verlangen; doch schon im nächsten Moment wich dieser Ausdruck und sie sagte: „Wo in aller Welt wäre denn ein Buchhändler aufzutreiben, der es mit den Gedichten einer gänzlich Unbekannten wagen wollte?"

„Hier in Nantes gewiß nicht. Wenn es Rechenexempel oder Anleitungen zur doppelten Buchhaltung wären, dann dürfte es vielleicht gehen; aber um Verse kümmert sich in unsrer guten Stadt keine Seele. Ich habe einen andern Plan. Vor Allem muß ich Dir, um der Wahrheit treu zu bleiben, gestehen, daß ich an Deinen poetischen

Bestrebungen durchaus keine Freude habe, und es für Dein Glück dienlicher hielte, wenn Du ihnen entsagtest; doch weiß ich, daß hier alle meine Rathschläge und Vorstellungen nichts richten, und behalte sie darum für mich. Ja, vielleicht steht es wirklich nicht einmal in Deiner Macht, ihnen zu folgen. Das Klügste, was sich hier thun läßt, ist, dem Uebel irgend eine gute Seite abzugewinnen. Ich glaube wirklich, daß Dichten eine Krankheit; warum solltest Du aus ihr nicht auch Nutzen ziehen können, wie der oder Jener aus seiner lahmen Hand, seinem zerschossenen Bein, seinen erblindeten Augen? Wir wollen es wenigstens versuchen. Sammle Deine Gedichte und übergib sie mir; ich werde sie an einen in Paris lebenden Verwandten meiner Mutter schicken. Er ist Literat, zwar, wie ich glaube, kein Stern ersten Ranges, doch bringt ihn seine Stellung als Journalist in beständige Berührungen mit den Größen, wie mit den Handlangern der literarischen Welt. Dabei ist er ein herzensguter alter Mann, der kein größeres Vergnügen kennt, als Andern zu dienen, und dessen besonderer Gunst ich mich noch obendrein zu erfreuen habe. Wir schreiben uns zwar nur selten; denn seine wie meine Tage sind, wenn auch auf sehr verschiedene Weise, so ausgefüllt, daß uns

keine Zeit zu einer fortgesetzten Correspondenz übrig bleibt. Deine Gedichte werde ich jedoch mit einem langen zärtlichen Brief begleiten, und bin überzeugt, daß Onkel Mellinet das Seinige redlich thun wird, um unsern Auftrag bestens zu erfüllen."

„Und wenn es ihm nicht gelingt?" warf Elisa schüchtern ein.

„So haben wir nichts verspielt. Es ist sehr gleichgiltig, ob Deine Gedichte auf Deinem oder seinem Schreibtisch liegen. Und ein Nutzen wird jedenfalls daraus entstehen. Von Allem, was Du bisher gedichtet, wissen wir nicht einmal, ob es gut oder schlecht; Dir steht kein Urtheil über Deine eignen Produkte zu; ich verstehe von der ganzen Sache nichts, und kenne in ganz Nantes Niemanden, der hierin als Richter anzuerkennen wäre. Onkel Mellinet wird uns wenigstens sagen, ob Du Talent besitzest, ob Du fortfahren sollst, zu dichten, oder nicht."

„Nein, nein!" rief Elisa fast erschreckt. Denk' Dir, wie unglücklich es mich machte, wenn er mir Talent absprächte, wenn er das Streben, von dem ich — ich fühle es — dennoch nicht lassen könnte, als thöricht und verfehlt bezeichnete."

„Das mußt Du wagen," versetzte Adele mit

kräftiger Bestimmtheit, und geschieht, was Du befürchtest, so wirst Du vernünftig genug sein, die Wahrheit der Täuschung vorzuziehen. Eine Sache, zu der man weder Beruf, noch Geschick hat, ohne äußere Nothwendigkeit fortbetreiben und in eigenwilliger Verblendung sein Leben daransetzen, wäre offenbare Tollheit; Du aber bist meine gute und vernünftige Elisa. Ich hatte einmal rasende Lust zum Singen; den ganzen Tag hörte man mich alle Lieder, die ich auffangen konnte, trällern, bis man mir sagte, daß ich keine Stimme hätte und entsetzlich falsch sänge. Von nun an gab' ich's auf, anfangs zwar ungern, doch jetzt denk' ich nicht mehr daran. Und so würdest auch Du es machen, wenn ein ungünstiges Urtheil einliefe, was vielleicht am besten wäre, wenn es Dich auch einige Monate bitter kränkte. Vor Allem laß uns keine Zeit versäumen; ich kann das Träumen und Zaudern nicht leiden. Nächste Woche reis't Madame Orion nach Paris; mach' das Packet fertig, daß sie es mitnehmen könne. Du wirst wohl nicht mehr als acht Tage brauchen?"

„Nicht so lange. Aber weißt Du, Adele, daß Du gut bist, wie ein Engel."

„Davon weiß ich wirklich nichts. Ich bin nur das Auge, das für Dich sieht, ein treuer Rath-

geber für Dein irdisches Theil. Aber noch Eins: sprich Niemanden von unsrem Vorhaben, selbst Deiner Mutter nicht; ihr muß es verschwiegen bleiben, weil ihr die Spannung und Unruhe, in die sie das Mitwissen versetzen würde, besser erspart bleibt; den Andern, weil ihre Glossen sehr überflüssig wären und ich nichts Widerwärtigeres kenne, als die guten oder schlimmen Prophezeihungen über den Ausgang einer noch im Ungewissen schwebenden Sache. Also reinen Mund!"

Elisa versprach unbedingtes Schweigen und schied von Adele, um sich in der Einsamkeit ihren Träumen, Hoffnungen und Befürchtungen hinzugeben

---

Mehrere Monate verstrichen, und noch immer lief vom Onkel Mellinet keine entscheidende Antwort ein. Er hatte den richtigen Empfang der Gedichte mit kurzen Worten angezeigt und seine eifrige Verwendung versprochen; doch mochte diese nicht sehr erfolgreich gewesen sein, denn er hatte seitdem nicht das Geringste von sich hören lassen. Adele schüttelte verdrießlich den Kopf und nannte Paris den Boden, in dem jedes Gefühl, jede Theilnahme vertrockne, so daß nicht einmal auf Die zu zählen, deren Dienste man nach hun-

dertfältigen Anerbietungen in Anſpruch nehme; Mellinet galt ihr für einen um fremdes Wohl und Wehe unbekümmerten Egoiſten, und, was in ihren Augen mindeſtens eben ſo arg, für einen unverläßlichen Menſchen, dem die Erfüllung eines übernommenen Auftrags nicht am Herzen lag. Eliſa, obgleich in ihren liebſten Hoffnungen getäuſcht, nahm das Ganze ungleich leichter; es war ihr jedoch nicht eben zum Verdienſt anzurechnen, denn die Elaſticität ihres Geiſtes ließ ſie nicht lange an einem Gedanken haften, und in ihrer lebhaften Phantaſie verdrängt ein Eindruck den andern. Wie alle echten Dichternaturen, war ſie der Gewalt des Augenblicks unterworfen. Ihre Lieder waren Offenbarungen ihres tiefſten Seelenlebens; war aber das Geheimniß einmal ausgeſprochen, ſo war ſie damit fertig, und was ſie in frühern Tagen gedichtet, ſtand kaum mehr in einer Beziehung zu ihr. Ihr letztes Gedicht war ihr immer das liebſte, bis es von einem neuen verdrängt ward, was bald zu geſchehen pflegte, denn Eliſa's großem Talent war zugleich eine ungewöhnliche Produktionskraft beigegeben. So lebte ſie harmlos und glücklich, tagsüber ihrem mühſamen Beruf mit fröhlichem Fleiße ſich hingebend, und in einſamen

Stunden dem Genius lauschend, der immer lauter und sieghafter in ihr sprach.

Es war Frühling worden. Elisa, deren Gemüthsleben mit den Erscheinungen in der Natur innigst zusammenhing, fühlte ihre Brust von Freude geschwellt; sie erblickte in jeder Blüthe einen zurückgekehrten Liebling, sie begrüßte in jedem Sonnenstrahl einen Bruder jenes Sonnenstrahls, den sie in der eignen Seele trug. Wenn die Pflichten des Tages erfüllt waren, eilte sie mit ihrer Mutter in's Freie; die Ufer der Loire waren ihr gewöhnlicher Spaziergang. Aus der Tiefe des Stromes tauchten ihr lieblich fremde Bilder auf; sein Rauschen war ihr eine Melodie, der sie Worte, voll der süßen Ursprünglichkeit, unterlegte. Erst beim späten Abenddunkel pflegte sie zurückzukehren, und die Sterne, deren vergeistigendes Licht auf die Landschaft fiel, glänzten nicht seliger, nicht verklärter, als Elisa's schöne Augen.

Noch später als gewöhnlich kam sie eines Abends nach Hause. Von dem weiten Ausflug ermüdet, warf sie sich auf einen Stuhl, während Madame Mercoeur, die in ihrem Haushalt die kleinen Verrichtungen, zu denen Elisa durchaus kein Geschick besaß, übernommen hatte,

die Lampe anzündete. Bei dem Licht derselben bemerkte sie ein Packet, das auf dem Tische lag. Das deßhalb befragte Dienstmädchen antwortete, der Postbote habe es während der Abwesenheit der beiden Frauen gebracht.

„Was mag dieß wohl sein?" fragte Madame Mercoeur, das Packet von allen Seiten betrachtend. „Die Adresse lautet an Dich, Elisa!" fügte sie verwundert hinzu; „das Postzeichen ist von Paris. Hast Du denn Bekannte dort?"

Bei dem ersten Wort ihrer Mutter war Elisa's sonst so blühendes Antlitz bis zum Marmor erblaßt; all ihr Blut trat an's Herz zurück; sie vermochte kaum zu athmen. Daß diese Sendung mit ihren Gedichten im Zusammenhang stehe, war ihr gewiß, und mehr als wahrscheinlich dünkte es ihr, daß es ihr Manuscript sei, was ihr auf diese Weise zurückgestellt ward. So lange sie nicht daran gedacht hatte, war sie ruhig gewesen; doch jetzt, da das Mißlingen in so brutaler Unabweislichkeit vor ihr stand, vermochte sie es nicht, den frühern Gleichmuth zu bewahren, noch sich eines Gefühles von Scham und Schmerz zu erwehren.

„Elisa!" rief Madame Mercoeur bestürzt; „was ist Dir? was bewegt Dich so heftig? Du hast ein Geheimniß vor mir?"

Trotz des Träumens, das man ihr oft vorwarf, besaß Elisa Muth und Energie genug, um lieber die schlimmste Wahrheit zu erfahren, als sich in feige Ungewißheit zu flüchten. Sie überwand ihre Erschütterung. Mit einem leisen, aber festen: „Du sollst gleich Alles erfahren!“ ergriff sie das Packet und erbrach das Siegel. Statt ihres Manuscripts fand sie ein zierlich gebundenes Buch, auf dessen Titelblatt die Worte standen: Gedichte von Elisa Mercoeur.“

Ihre Augen verdunkelten sich, ihre Kniee wankten, mit einem Freudenschrei sank sie in die Arme ihrer Mutter.

Es brauchte lange, bis sich Elisa genugsam faßte, um die nöthigen Erklärungen geben zu können, und selbst dann war ihr Bericht so unzusammenhängend, so von Weinen und Lachen unterbrochen, daß Madame Mercoeur daraus nicht klug geworden wäre, hätte ihr liebevoller Sinn das Unklare nicht zu errathen, das Mangelhafte nicht zu ergänzen gewußt. Ihre Bewegung gab der Elisa's nichts nach. Madame Mercoeur war eine schlichte, verständige Frau, und in den Momenten ruhiger Ueberlegung mit der schwärmerischen Richtung ihrer Tochter nichts weniger als einverstanden; doch welche Mutter fühlt bei

dem Triumph ihres Kindes ihr Herz nicht höher schlagen? Welche Mutter kann sich der Mitfreude, des frömmsten Stolzes erwehren? Als traue sie ihren Augen nicht, heftete sie den Blick auf den gedruckten Namen ihrer Tochter; sie durchblätterte das Buch, um dessen Entstehen sie kaum gewußt, und das ihr nun wie eine reife, süße Frucht in den Schooß fiel; dann drückte sie Elisa wieder an ihre Brust, und Beide fühlten in diesem Augenblick stärker als je, wie zärtlich sie sich liebten.

Dem Buche war ein Billet beigefügt; Elisa entfaltete es und las:

„Mein Fräulein! Wenn ich bis jetzt zögerte, Ihnen zu schreiben, so habe ich dafür zwei, wie ich meine, giltige Entschuldigungen anzuführen: erstens die Masse von Geschäften, an die wir armen Journalisten, wie Galeerensclaven an ihre Ruderbank, geschmiedet sind, und noch mehr als dieß: mein Wunsch, Ihnen keine andern, als günstige Nachrichten mitzutheilen. Dieß konnte nicht sogleich geschehen; denn trotz des seltenen Werthes ihrer Gedichte brauchte es doch immer Zeit, einen Verleger dafür zu finden. Als dieser nun endlich gefunden war, hätte ich Ihnen wohl schreiben können, vielleicht sogar sollen; allein das lebhafte Interesse, daß Sie mir einflößten, machte

es mir wünschenswerth, Ihnen eine Ueberraschung zu bereiten. Sie hatten mich zu Ihrem Bevollmächtigten ernannt: als solcher nahm ich es über mich, ohne weitere Anfrage mit dem Buchhändler abzuschließen, und hoffe, Sie werden mir meine Eigenmächtigkeit verzeihen, da sie aus der besten Absicht entsprang."

„Noch habe ich Ihnen, mein Fräulein! zu berichten, daß Chateaubriand, dem Sie Ihre Gedichte widmeten, dieselben mit den Ausdrücken der wärmsten Anerkennung aufnahm. Ich wiederhole Ihnen seine eignen Worte: „Lange hat mich nichts in dem Maße ergriffen, wie die Naturlaute in den Liedern dieses jungen Mädchens." Er trug mir auf, Sie von ihm nur vorläufig dankend zu grüßen, bis er Ihnen selbst schreiben wird, was kaum lange anstehen dürfte."

„Schließlich lassen Sie mich Ihnen dafür danken, daß Sie mich zum Vermittler zwischen sich und dem Publikum wählten; es muß mich stolz machen, einen Namen, dem der Ruhm nicht entgehen kann, zuerst der Oeffentlichkeit übergeben zu haben. Schon jetzt freue ich mich der Erfolge, die Ihrer warten, und mit der Hoffnung, Sie über kurz oder lang hier in Paris zu begrüßen, ver-

bleibe ich, Sie meiner wahrhaften Bewunderung versichernd,

Ihr

ergebenster

Victor Mellinet.

P. S. Das Haus Levrault und Méris in Nantes wird Ihnen den beifolgenden Wechsel als Honorar für Ihre Gedichte auszahlen.

Elisa wollte nicht bis zum Morgen warten, um Ihrer Freundin das glückliche Ereigniß mitzutheilen. Sie war zu edel, um sich Adele jetzt mehr verpflichtet zu fühlen, als früher; denn was Dank verdient, ist die Bemühung, nicht das zufällige Gelingen. Aber sie konnte es sich nicht versagen, ihrer Freundin mit der Nachricht des Erfolges zugleich den besten Lohn zu bringen, und trotz der späten Stunde begab sie sich noch zu ihr. Adele war eben im Begriffe, sich auszukleiden, als Elisa in ihr Zimmer stürzte, Buch und Brief hoch emporhaltend, was den Vortheil hatte, Adelens anfänglichen Schrecken über diesen nächtlichen Ueberfall zu beseitigen. Sie begriff schnell, wovon die Rede. Mit einem frohen: „Gottlob! ich that Onkel Mellinet Unrecht! warf sie ein Tuch

um ihre entblößten Schultern und begann den Brief zu lesen, der ihr mehr als ein beifälliges Kopfnicken entlockte; doch möchten wir fast behaupten, das beigefügte Postscriptum habe ihr die wichtigste und am meisten zu beherzigende Stelle geschienen.

In unbeschreiblicher Aufregung kehrte Elisa nach Hause zurück. Um ihre Mutter nicht zu beunruhigen, gab sie vor, schlafen gehen zu wollen; doch kaum waren alle Lichter ausgelöscht, so verließ sie ihr Lager, auf dem sie doch keine Ruhe finden konnte, öffnete das Fenster und ließ die laue Luft der Frühlingsnacht um ihre heiße Stirn in ihrem dunkeln Haar spielen. Der Mond spiegelte sich in den silberhellen Fluthen der Loire, die Sterne glänzten, wie Blicke der ewigen Liebe, ein sanfter Duft entströmte den Blumen, die das Fenster umrankten, die Nachtigall im Bauer sang ihr schmelzendes Lied. Ueber Elisa's Seele kam eine Entzückung, die so tief, so mächtig war, daß sie fast an Schmerz grenzte und sein Zeichen trug; über ihre Wangen flossen jene seligen Thränen, die nur ein jugendliches Dichterauge vergießt. Sie fühlte in diesem Augenblick die ganze Herrlichkeit der Schöpfung, die Glückseligkeit des Seins; sie fühlte ihre eigne Kraft, die Gabe, die ihr ge-

worden; doch statt sich ihrer zu überheben, faltete sie in tiefer Demuth die Hände und betete leise: „O Gott! was bin ich, daß Du mich auserwähltest? Tausende leben neben mir und ahnen nichts von der Schönheit, die mich trunken macht. Womit habe ich es verdient, daß Du gerade mir das Auge erschlossest, um sie zu erkennen? Tausend Andere leben neben mir, und vermögen es nicht, für die Empfindung, die ihre Seele schwellt, den Ausdruck zu finden. Womit hab' ich es verdient, daß Du mir den Gedanken gabst, und das Bild und das Wort? Dank! o Dank!" — —

Sie stützte das Haupt auf den Arm und sah wie mit Seherblicken in die schweigende Nacht, in in die verhüllte Zukunft, deren Schleier sich über sie zu lüften schienen, um sie das Götterbild des Ruhmes schauen zu lassen. Ein leiser Schauer flog durch ihre Glieder; es war ihr, als rausche sein heiliger Flügelschlag schon jetzt um ihr Haupt. Nicht was sie bis jetzt geleistet, sondern was sie zu leisten sich fähig fühlte, war es, was sie zu dieser Höhe der Verzückung erhob. Und noch eine geheimnißvolle, seeleninnige Freude quoll wie ein Strom aus Eden durch ihre Brust: Chateaubriand's Worte, mit denen er sie feierlich zur Dichterin geweiht hatte. Sie glaubte, den Ritterschlag

von der Hand ihres Königs empfangen zu haben. Chateaubriand war es, dessen Werke den schlummernden Funken in ihr geweckt, der sie zuerst mit der begeisternden Fluth getränkt hatte, dem sie jede Erhebung, jeden Aufschwung verdankte, der, obgleich sie ihn nie gesehen, vor ihr stand als das reinste, edelste Dichterbild, das Gott jemals ausgesandt, um den Schmerz der Erde zu versöhnen. Ihre Lieder, dieser beste und eigentlichste Theil ihres Wesens, waren von ihm freundlich und liebevoll aufgenommen worden; sie hatte seine Gedanken eine Stunde lang beschäftigt; es war ihr von dem über Alles geliebten und verehrten Meister ein Gruß zugekommen, und vielleicht in wenigen Tagen folgte ein Brief von seiner Hand, von jener Hand, in der die Feder zum gefeierten Schwert, wie zur schirmenden Aegide geworden war. Elisa's Herz pochte, als wolle es die Brust zersprengen; sie preßte die Hand an ihre Stirn; sie betete zu Gott, er solle sie nicht sterben lassen, bevor ihr dieß letzte, höchste Glück widerfahren. Erst als die Dämmerung den Anbruch des Tages verkündigte, warf sie sich, als zum Tod erschöpft, aber selig, wie eine Verklärte, auf ihr Lager.

Von nun an war der Briefträger für Elisa die interessanteste Person in ganz Nantes; sie kannte

den kupfernasigen Ehrenmann nicht erblicken, ohne in einen ganzen Aufruhr von Hoffnungen zu gerathen, die aber leider nicht in Erfüllung gehen wollten. Vergebens hatte sie ihn mehrmals sehr beweglich gefragt, ob kein Brief aus Paris für sie angekommen sei; er antwortete ihr verzweifelt richtig und verständig, daß er ihn ja abgegeben haben würde, ohne die Nachfrage abzuwarten. Sie war nahe daran, ihn zu bitten, er möge ihr doch gewiß recht bald einen bringen. Da sie jedoch einsah, daß dieß nicht von ihm allein abhänge, begnügte sie sich, ihm eine besondere Gratification zu versprechen, wenn er ihr das erwartete Schreiben übergeben würde. Er gelangte aber nicht zu der verheißenen Belohnung; denn von allen Pariser Briefen, die in Nantes ankamen, trug kein einziger Elisa's Adresse. Mit schwerem Herzen gestand sich das junge Mädchen endlich, daß die gehegten Erwartungen wohl zu voreilig gewesen sein dürften: allein nichts war im Stande, Elisa auch nur für einen Augenblick den leisesten Groll gegen Chateaubriand einzuflößen. Sie fand es fast natürlich, daß er, dessen Zeit so vielfach in Anspruch genommen war, — der die Stunden, die ihm seine dichterische Wirksamkeit frei ließ, den

waltige Zauberspruch der Erkenntniß sie zu vollem, reichem Leben zu erwecken vermögen. Dieser Ueberzeugung, nachdem man mir die Mittel an die Hand gegeben, ihr gemäß zu handeln, untreu zu werden, wäre strafbare Schlaffheit, ja geistiger Selbstmord."

Sie verstummte und erblaßte, wie es immer geschah, wenn sie heftig bewegt war. Eine wahre Ueberzeugung hat die Kraft, fremde Meinungen zu erschüttern. Adele ahnte, wenn auch nur dunkel, daß es Fälle geben könne, wo sich alle irdischen Rücksichten der Macht eines innern Berufes unterordnen müssen. Sie sah Elisa lange und gedankenvoll an; dann sagte sie weicher als gewöhnlich: „Vielleicht ist es meine Freundschaft für Dich, die mir ungegründete Befürchtungen einflößt. Sei glücklich!"

„Ich werde es sein. Denke an alle Freuden, die mir bevorstehen! Ich werde Chateaubriand mit eignen, gebenedeiten Augen sehen; ich werde ihn vielleicht die Worte wiederholen hören, die er mir schrieb, und an die ich nicht glauben kann, bis ich sie von seiner Stimme vernommen. Und welche andere Genüsse werden sich mir darbieten in Gemälden, in schmelzender Musik, im erschütternden Drama! Sei ruhig; ich werde nicht zu be-

klagen sein, und von jedem Eindruck, den ich empfange, sollst Du genaue Rechenschaft erhalten. Wirst Du mir aber auch getreulich antworten?"

„Liebe Elisa! so oft Du mir einen Auftrag ertheilen wirst, ganz gewiß; aber lange Briefe kann ich Dir nicht versprechen, denn außerdem, daß an mir durchaus keine Sévigné verdorben ist, wird auch bald meine ganze Zeit in Anspruch genommen werden. Ich gehe mit dem Gedanken um, mich auf eigne Rechnung zu etabliren. Bisher hab' ich immer nur für Andere gearbeitet und mit dem angestrengtesten Fleiß kaum das Nothwendige erworben, während Jene ansehnlichen Vortheil daraus zogen; diesen will ich ihnen nicht länger überlassen. Meine Mittel sind zwar sehr gering; ich werde Mühe genug haben, mein Etablissement zu gründen. Da ich aber weder träge, noch ungeschickt, und auch von Andern als thätig und verläßlich gekannt bin, so hege ich die beste Zuversicht, und will es darauf wagen."

„So stehst also Du eben so gut an einem Lebensabschnitt, wie ich," sagte Elisa sinnend. „Gott schütze und segne uns Beide!" fügte sie, ihre Freundin an ihre Brust drückend, hinzu.

„So sei's!" rief Adele — in deren helle Augen Thränen traten — „und wenn Eine von uns Trost

oder Beistand braucht, so wird sie wissen, wo Beide zu finden." — —

Am nächsten Morgen verließ Elisa, von ihrer Mutter begleitet, Nantes, um nach Paris zu eilen, wo tausend neue Erscheinungen in dem Sinn des siebzehnjährigen Mädchens den schmerzlichen Eindruck der Abschiedsstunde, wie die Erinnerung an Adele's trübe Ahnungen, bald verwischten.

II.

Dans une route défleurie
Sous un ciel froid qu'oublie un soleil bienfaisant
Je n'ai rencontré pour ma vie
Qu'indigence, regrets, vains désirs; et pourtant
J'ai peur de la quitter cette existence amére
Et je viens vous crier: Sauvez-moi pour ma mére!

Elisa Mercoeur

Es war in Paris im Dezember des Jahres 1834.

In einem einfach, aber elegant meublirten Zimmer saß ein noch junges Mädchen auf einem Ruhebett. Ihr auf die Brust gesenktes Haupt, ihr Arm, der auf dem Kissen eine Stütze suchte, ihr ganzes Aeußeres verrieth den Zustand der größten Erschöpfung und Abspannung. Man mußte wissen, daß es Elisa Mercoeur sei, um in diesen bleichen Wangen, diesen verfallenen Zügen

und erloschenen Augen das einst so liebliche Antlitz wieder zu erkennen. Von Zeit zu Zeit erhob sie sich, griff nach der Feder, und sich auf den Tisch, der vor ihr stand, stützend, versuchte sie zu schreiben. Sie schrieb fort, bis diese gewaltsame Anstrengung der körperlichen Schwäche wich, bis ihr Haupt unter der Wucht des Denkens erlag, bis die Feder ihrer müden Hand entfiel. Sie sank auf die Kissen zurück, und mit der schauerlich weichen Stimme, die manchen Kranken eigen ist, seufzte sie leise: „Meine Mutter! o meine Mutter!“

Nach einer Weile öffnete sich die Thür; Mad. Mercoeur trat ein. Sie hatte sich im Nebenzimmer ausgeweint; sie hatte zu Gott gebetet, er möge ihr die Kraft verleihen, dem geliebten Kinde die Gefahr zu verbergen, in der es schwebte, und die Qual, die das Mutterherz zerriß. Es war ihr gelungen, die namenlose Angst in ihre Seele zurückzudrängen; der Heldenmuth schonender Liebe gab ihr die Stärke, eine heitre Miene zu erkünsteln, während sie Elisa scheinbar unbefangen fragte:

„Du fühlst Dich besser, nicht wahr, meine Elisa?“

„O, viel besser,“ entgegnete diese, sich gleichfalls zu einem Lächeln zwingend, mit dem ihre Geisterblässe in zerreißendem Widerspruch stand.

So glaubten Beide einander zu täuschen, während die Wahrheit in ihrer ganzen, schrecklichen Unwiderruflichkeit vor ihnen stand. Madame Mercoeur wußte, daß ihre Tochter nicht genesen werde; Elisa verhehlte sich weder ihr nahes Ende, noch die trostlose Zukunft, die ihrer Mutter harrte. Dennoch suchte Jede von ihnen ihre Erkenntniß zu verbergen, um die geliebte Seele so schonend als möglich an dem unvermeidlichen Schmerz vorüberzuführen, und das Gespräch ward in dem unbefangenen Ton, in dem es begonnen hatte, fortgesetzt.

„Mache Dir keine Sorge um mich," fuhr Elisa fort. „Mein Zustand ist nicht halb so bedenklich, wie er scheint; ein Bischen Ermattung, weiter nichts. Ich habe mich im Arbeiten etwas übernommen. Der harte Winter traf mich schon leidend; kein Wunder, wenn diese Jahrszeit meine Leiden verschlimmert. Das ist aber nur vorübergehend, und bis die Bäume wieder grün, wird mir wohl sein."

Ein kalter Schauer durchflog die unglückliche Mutter, als ihr Blick in eine Zeit eröffnet wurde, die Elisa nicht mehr sehen sollte, als sie von einem Frühling sprechen hörte, dessen Blüthen auf das Grab ihrer Tochter zu wehen bestimmt waren.

Ihr Herz verging in dieser stummen, hoffnungslosen Qual; sie fühlte, daß sie im nächsten Augenblick nicht mehr im Stande sein würde, ihre Thränen zurückzudrängen, und, einen nothwendigen Gang vorschützend, entfernte sie sich schnell, um in dem finstersten Winkel einer Kirche ungehindert und ungestört ihren Schmerz ausstürmen zu lassen.

Elisa's Blick folgte ihrer Mutter lange und liebevoll; dann seufzte sie tief auf und griff wieder nach der Feder; aber die Begeisterung, die sonst so oft voll ernster Huld zu ihr getreten war, wollte jetzt nicht wieder erscheinen. Die arme Psyche fühlte ihre Fesseln zu schmerzlich, um sich freizuschwingen zu können, und mit einer aufgebenden Geberde die Feder wegwerfend, sagte Elisa dumpf: „Ich kann nicht! ich kann wirklich nicht!"

Sie schlug beide Hände vor's Gesicht.

„O Gott! wie ich leide!" stöhnte sie leise. „Da, mitten in meiner Brust, fühl' ich es wie eine Flamme lodern: es ist die Flamme, die mein Leben verzehrt!"

Und wieder drängte sich vor ihren Geist das Bild, das ihr den Tod so schrecklich machte: sie sah ihre Mutter jeder Stütze beraubt, dem Mangel preisgegeben, an fremdes Mitleid angewiesen.

Ein ungeheurer Schmerz ging wie ein breites Schwert durch ihre Seele, und sie rief, angstvoll die Hände ringend: „Mein Gott! Was soll aus ihr werden? Und muß ich denn wirklich sterben? So jung sterben? O!"

Ihre Thränen brachen in heißen Strömen hervor; das schrecklichste Gefühl, fruchtlose Reue, trieb tausend Dolche in dieß wunde Gemüth. Sie dachte an Nantes, sie sah das kleine Haus am Ufer der Loire, wo ste so froh und heiter erblüht war; sie erinnerte sich jener Zeiten, und mit bittrer Verzweiflung fragte sie sich, warum sie jene frische Lebensluft mit dem Samum dieser großen Häuserwüste vertauscht hatte.

Während diese Gedanken mit dunkeln Schwingen um Elisa's bleiche Schläfe rauschten, pochte es an der Thür. „Herein!" rief sie, sich mühsam aufraffend, und — Adele trat in's Zimmer. Elisa stieß einen Schrei aus. Das Wiedersehen der lang vermißten Freundin hätte sie in jedem Moment tief bewegt: in diesem erschütterte es sie so gewaltsam, daß sie bewußtlos zurücksank.

Mit der Geistesgegenwart, die sie bei keinem Ereigniß verließ, ergriff Adele schnell die dienlichsten Mittel, um die Ohnmächtige in's Leben zurückzurufen. Bald schlug Elisa die großen, dun-

keln Augen auf. Sie erblickte ihre Freundin neben sich, und, mit verzweiflungsvoller Innigkeit die Arme um sie schlingend, rief sie: „Adele! bist Du es wirklich, oder ist es der Geist einer glücklichern Zeit, der vor mir steht?"

Sprachlos vor Schmerz und Staunen, blickte die sonst so fassungsvolle Adele auf die Kranke. Ihrem scharfen Blick entging keine der Verwüstungen, die übermäßige Anstrengungen in diesen einst so weichen Zügen angerichtet, und keiner der Seelenschmerzen, die ihre Spur darauf zurückgelassen hatten. O, wahrlich! nicht so hatte sie Elisa wiederzufinden gedacht, und diese Veränderung war ihr um so schmerzlicher, je unerwarteter sie kam. Obgleich Beider Gefühl in seiner ursprünglichen Stärke fortbestand, hatten seit ein paar Jahren nur selten unmittelbare Mittheilungen zwischen den Freundinnen stattgefunden, und seit einigen Monaten hatten sie gänzlich aufgehört. Die Entfernung trennt zwar nicht, doch scheidet sie die Interessen meistens dermaßen, daß am Ende nur wenig Berührungspunkte übrig bleiben, und um wie viel mehr ist dieß bei gänzlich verschiedenen Richtungen und Bestrebungen der Fall! Adele's Handelsgeschäfte nahmen ihre ganze Zeit, ja fast alle ihre Gedanken in Anspruch. Aus den we-

nigen literarischen Nachrichten, die ihr manchmal zukamen, entnahm sie, daß Elisa's Talent glänzende Anerkennung fand, und so schien ihr das Loos ihrer Freundin gesichert. Elisa hingegen, von dem Sturm des Pariser Lebens ergriffen, mit Arbeiten überhäuft, hatte weder Muße, noch Geistesfreiheit genug, um eine regelmäßige Correspondenz zu unterhalten, und ihr physisches Leiden hielt sie schon seit Monaten von jeder nicht unumgänglich nothwendigen Anstrengung zurück. So waren die beiden Mädchen fast ohne Nachrichten von einander geblieben. Dringende Geschäfte hatten Adele endlich veranlaßt, eine Reise nach Paris zu machen. Tausend heitre Bilder hatten sie herbegleitet; sie hatte gehofft, Elisa im vollen Glück und Stolz erfolgreichen Strebens wiederzufinden, und stand jetzt vor einer Gebeugten, Zerstörten, Sterbenden.

Nachdem der erste Sturm von Elisa's Empfindungen sich beschwichtigt hatte, setzte sich Adele neben sie, ergriff ihre Hand, und begann die Fragen, mit denen Jene sie überhäufte, zu beantworten. Ihre Geschichte war so einfach, daß es nicht vieler Worte bedurfte, um sie zu erzählen. Sie hatte in ihrer Bretagne ruhig und friedlich fortgelebt; ihre Geschäfte hatten, wie es vorherzuse-

hen gewesen war, unter ihrer klugen und energischen Leitung sich immer mehr ausgebreitet, einen immer höhern Aufschwung gewonnen; ihre früher so beschränkte Lage hatte sich in eine freie, sichere, wohlhabende verwandelt. Sie hatte gearbeitet und ihr Lohn war ihr geworden. Nachdem sie Elisa das Erzählenswerthe berichtet, forderte sie ein Gleiches von ihr, und in der Voraussicht, daß sie manches Trübe zu erfahren haben werde, sagte sie, theils um ihre bangen Besorgnisse zu verbergen, theils um dem Gespräch eine lichtere Wendung zu geben: „Es freut mich, Dich in solcher zierlichen Umgebung wiederzufinden. Wenn ich dieß Cabinet mit Deinem Stübchen in Nantes vergleiche, muß ich wohl bekennen, daß Du klug gethan, auf mein Abrathen nicht zu merken."

„Klug?" wiederholte Elisa, ihre Freundin starr anblickend, und ein bittres Lächeln umspielte ihre schmalen Lippen. Kennst Du den Preis, mit dem ich diesen Schein von Wohlhabenheit bezahle? Willst Du ihn kennen? Es ist mein Leben!"

„Um Gotteswillen!" rief Adele, erschreckt, ihren eignen Gedanken aussprechen zu hören; was fällt Dir ein?"

O stille, stille! lächelte Elisa schmerzhaft. Ist es nicht genug, daß ich mich vor meiner armen

Mutter verstellen und Hoffnungen heucheln muß, die mich längst verließen? Soll ich auch zu Dir von baldiger Genesung sprechen und von froher Zukunft, während ich weiß, daß mein Leben nur mehr nach Tagen zu zählen ist? Du lächelst, wie über eine kindische Behauptung? Adele! wozu dieß Spiel? Der erste Blick auf mich mußte Dir sagen, wie es mit mir steht."

Adele wollte das Terrain mit Gewalt behaupten, und versetzte mit erkünsteltem Staunen: „Ich begreife Dich nicht. Wenn Dein Aussehen wirklich die Spuren trüge, auf welche Du anspielst, wie gelänge es Dir dann, Deine Mutter zu täuschen?"

„Das ist ein Andres," entgegnete Elisa, den Kopf schüttelnd. „Sie sieht mich täglich; ihr können die Verheerungen der Krankheit nicht auffallen, wie Dir, von der ich mich in frischer Jugendblüthe trennte, die mich — —"

„Wer stellt in Abrede, daß die Zeit weder jünger, noch schöner macht?" fiel ihr Adele in's Wort. „Habe ich mich nicht auch verändert?"

„Ja, zu Deinem Vortheil. Wir stehen fast in demselben Alter; wohlan! vergleiche uns mit einander. Dir hat die heitre Klarheit Deines Lebens die Jugendkraft bewahrt, die tausendfachen Er-

schütterungen, Enttäuschungen, Anstrengungen mir längst entrissen. O, welcher Dämon des Stolzes, des Ehrgeizes trieb mich in dieses Pandämonium, das die Menschen Paris nennen?"

„Großer Gott!" rief Adele, von der Verzweiflung, die in diesen Worten lag, entsetzt, „so habe ich recht prophezeit?"

„Nur zu sehr! zu sehr! Ich will Dir erzählen. Nach Jahren des Schweigens und Verhehlens soll sich mein Herz aufthun, vielleicht zum letzten Male. Du weißt, mit welchen Hoffnungen ich Nantes verließ. Paris war das Ziel, dem alle meine Wünsche zustrebten; Paris war der Name, der mich mit allen Schauern des Verlangens durchdrang; Paris war das Licht, das mich anlockte, bis ich, in seinen Brand hineingezogen, zu spät erkannte, was ich gewünscht hatte: mein Verderben. O wenn Du je wieder ein junges, thörichtes Geschöpf kennen lernst, das, wie ich verlockt, diesem Zauberkreis zustrebt, so sag' ihm, daß Paris der Ort der Danaidenarbeit, daß hier die süßesten Täuschungen verwehen, daß es keine Begeisterung gibt, die in dieser Atmosphäre des Zweifels Stand halten könnte; sag' ihm, daß hier die Stelle, wo man aus dem Himmel der Dichterträume stürzt, um tief unten auf dem kalten,

harten, schmutzigen Pflaster mit zerschmetterten Gliedern zu erwachen."

Sie hielt inne. Adele bat sie, sich zu schonen und nicht durch Anstrengung des Sprechens ihren Zustand zu verschlimmern; doch mit einer abwehrenden Bewegung fuhr Elisa nach einer kurzen Pause fort:

„Laß uns diese Stunde benützen. Wir sind allein; wer weiß, ob ich wieder Gelegenheit finden werde, so rückhaltslos mit Dir zu sprechen. Schonen mögen sich Jene, die noch hoffen; ich habe nichts mehr zu wagen. Ein Tag früher oder später — was liegt daran? — Ich kam hieher, wie ein Dichter dem Kapitol entgegenzieht, wo ihn der Lorbeerkranz erwartet. Bei Gott!" schaltete sie finster lächelnd ein, „mir war, als fühlte ich ihn schon meine heiße Stirn kühlen. Mein erstes Auftreten in Paris war glänzend; man wußte, daß ich unter dem Schutze des Ministers stand, daß die Herzogin von L. sich für mich interessirte, und dieß war bei dem damaligen Stand der Dinge hinreichend, mir die ersten Salons zu öffnen. Es ward zur Mode, die kleine Bretagnerin zu bewundern; täglich erhielt ich dringende Einladungen und mußte meine Gedichte in den vornehmsten Zirkeln von Paris vorlesen. Jung und thöricht, wie ich

damals war, glaubte ich, diese Auszeichnungen gälten mir, meinem Talent; ich ließ mir's nicht träumen, daß ich diesen großen Kindern nichts sei, als eine neue Puppe, ein neues Spielwerk, das ihnen den Gang der Stunden verkürzte, ein neues Opfer, das dem Minotaur ihrer Blasirtheit hingeworfen ward. Weil sie mich priesen, glaubte ich, daß sie mich verständen!"

„Doch warst Du damals glücklich."

Ich war froh und geschmeichelt. Doch war es auch ein besseres Gefühl, das mir meine Triumphe theuer machte: meine Mutter war Zeugin derselben; ich sah dankbaren Stolz ihre Brust schwellen, sah Freudenthränen in ihr Auge treten, wenn man mich rühmte und mir eine glänzende Zukunft verhieß. Bald merkte ich aber, daß ich nicht für dieß Salonleben geschaffen sei. Wenn Jemand Ruhe und Sammlung braucht, so ist es der Dichter; denn der Genius verstummt, wo die schrillen Stimmen des alltäglichen Verkehrs und die tausend Nichtigkeiten geselliger Convenienzen sich breit machen. Dieß erkannte ich und zog mich zurück. Ich war ehrgeizig, aber nicht eitel; ich verlangte zu wahrhaft nach echtem Ruhm, um mich mit jenen Erfolgen zu begnügen. In der Stille meines Zimmers dichtete ich und suchte mein Talent

vollkommner zu entfalten; ich ſchrieb, wenn mich der Geiſt dazu trieb, las, ging in's Freie, ſah einige Freunde, und es verging kein Abend, an dem ich Gott nicht für das Loos dankte, das er mir bereitet hatte. Damals, ja damals war ich glücklich!" —

Ihre Stimme ward weicher und ſchmelzender; der Ausdruck ihres Geſichts glich dem eines Wanderers, der von einer Anhöhe auf ein blühendes Thal zurückblickt, das er durchſchritten, das er nie wieder betreten ſoll. Dann ſtrich ſie mit der Hand über die Stirn, als wolle ſie einen Traum verwiſchen, und fuhr in ihrer Erzählung fort.

„So blieb es, bis die Ereigniſſe der Julitage einer Königsfamilie ihren Thron und mir die Stütze raubten, worauf meine Exiſtenz zumeiſt begründet war; die Bourbons verließen Frankreich, meine Penſion hörte auf, und, fortan nur auf mich ſelbſt angewieſen, mußte ich arbeiten, um zu leben. Du wirſt mir vielleicht entgegnen, daß dieß auch in Nantes der Fall war. Ja! aber was ich dort ausübte, war eine faſt mechaniſche Beſchäftigung, die höchſtens meinen Körper ermüdete, doch nicht meinen innern Menſchen untergrub. Bisher war mir die Poeſie eine Freude, ein Segen geweſen, womit mich Gott begnadet;

jetzt hatte sie einen materiellen Zweck, eine äußere Nothwendigkeit und hörte auf, eine himmlische zu sein. Ich mußte die Lieder, die eine geheimnißvolle Stimme in mir sang, unterdrücken, um mich mit Arbeiten zu beschäftigen, zu denen mich kein inneres Bedürfniß trieb, die kein Resultat meines Lebens, die nicht Blut von meinem Blute, die nichts waren, als mühseliges Tagewerk."

„Doch versicherte man mir, daß Dich stets derselbe Erfolg begleite," bemerkte Adele.

„Ja, zu meinem Unglück. Ohne jene Erfolge wäre es nicht so weit mit mir gekommen; ich wäre wahrscheinlich nach Nantes zurückgekehrt, um dort mein früheres Leben wieder aufzunehmen; doch nein! ich glaube, es war auch schon damals zu spät. Meine Lippen hatten von dem verderblichen Trank gekostet, und Proserpinens Granatenkerne sind ein tiefsinniges Symbol. Genug: meine Schriften gewannen den Beifall des Publikums, und ich blieb, um bald das Schrecklichste zu erfahren. Weißt Du, was das Schrecklichste? Es heißt: seinen Geist verdingen, dichten müssen, nicht, weil die Eingebung es fordert, sondern ein Contract vorliegt, der bestimmt, die und die Arbeit müsse bis zu dem und dem Tage abgeliefert werden. Das Schaffen meiner Erstlingswerke hatte

Conveniencen seiner Stellung opfern mußte, auf sie vergessen hatte.

„Sei's darum!“ rief sie mit einer sanften Ergebung, die sonst eben nicht in ihrem Wesen lag und hier nur aus der Innigkeit und Tiefe ihrer Verehrung entsprang, „sei's darum! Mein Name ist doch bis zu ihm gedrungen; er weiß, daß ich lebe, daß der Hauch seines Geistes die Lebensluft des meinen. Was braucht es mehr und was konnte ich mehr wünschen? Es ist mir lieber, keinen Brief von ihm zu empfangen, als einen, den er nur geschrieben, um sich einer Pflicht der Höflichkeit zu entledigen; es ist mir lieber, der Freude, die mir verheißen ward, zu entsagen, als denken zu müssen, er habe sie mir nur gewährt, um mit mir quitt zu werden. „Nein, nein! ich habe zu viel von ihm empfangen, um irgend eine Forderung an ihn stellen zu dürfen, und Größeres, als womit er mich bereits beschenkt, könnte er mir doch nicht geben.“

Adele nahm Chateaubriands Schweigen nicht eben so nachsichtig auf. Die Distinctionen, die Elisa machte: waren ihr viel zu subtil, und sie behauptete, wenn schon jeder Brief eine Antwort erheische, so habe ein ganzes Buch wohl zehnfaches Recht darauf.

Indessen hatte Elisa's Buch in Paris eine Anerkennung und Theilnahme gefunden, die selbst Mellinets hochgespannte Erwartungen übertraf. In allen Salons war die Rede von diesen mit allem Zauber frischer Jugend und tiefer Innerlichkeit ausgeschmückten Gedichten; in allen Tagsblättern ward der Verfasserin warmes, unbedingtes Lob gespendet und eine glänzende Zukunft prophezeit. Wornach Andere mühevoll und oft erfolglos jahrelang ringen, war dem ersten Versuch des jungen Mädchens geworden, ohne Intriguen, ohne Camaraderie, bloß durch die Gewalt des Talents und die Wahrhaftigkeit der Empfindung.

Obgleich Elisa in Nantes geboren und aufgewachsen war, und ihre Lieder, die nun die Runde durch ganz Frankreich machten, dort geschrieben hatte, mußte ihr Ruhm doch erst aus Paris in ihre Vaterstadt dringen. Bald war sie der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit, die sich aber auf eine mehr mißgünstige als freundliche Weise aussprach. Es ist überhaupt eine Eigenthümlichkeit des Provinzlebens, mit mißtrauischen Blicken zu betrachten. Ist diese Erscheinung vollends eine Frau, so darf sie sich auf die beschränktesten Urtheile und wunderlichsten Auslegungen gefaßt machen. Auch Elisa entging diesem Schicksal nicht,

und bald zeigte es sich, daß sie, wenn auch gewiß nicht glücklicher, doch vergnügter gelebt hatte, als außer ihrer Mutter und Adele Niemand um ihr Dichten wußte. Doch ließ sie sich dieß nicht viel kümmern. Wäre auch die Entfremdung, in die ihre plötzliche Berühmtheit sie versetzte, bis zum offenbaren Zwiespalt gediehen: was sie erfreute und erhob, hätte ihr doch Niemand rauben können.

Eines Morgens, als Elisa eben im Begriffe stand, auszugehen, trat ein Lakai in glänzender Livree in das Haus, das sie bewohnte, pochte an ihre Thür und fragte nach Mlle. Mercoeur. Er übergab der herbeigerufenen Elisa ein Billet von unbekannter Frauenhand; sie sah nach der Unterschrift und las: Caliste, Herzogin von L. Das junge Mädchen kannte diesen Namen aus der Geschichte Frankreichs, und wußte, daß die Familie, die ihn trug, zu den erlauchtesten des Landes gehörte; doch nie war sie mit einem Mitglied derselben in die entfernteste Berührung gekommen. Die Herzogin schrieb ihr, daß sie auf ihrer Reise durch die Bretagne vor zwei Tagen in Nantes angekommen sei und sich das Vergnügen nicht versagen könne, die junge Dichterin, deren schönes

Talent sie schon in Paris bewundert, persönlich kennen zu lernen. „Ich hoffe um so mehr," fügte Sie hinzu, „daß Sie meinem Wunsche kein Hinderniß entgegensetzen werden, als ich Ihnen einen Brief von meinem Freund, dem Vicomte de Chateaubriand, zu übergeben habe. Ich könnte Ihnen denselben zwar schicken, doch mein Verlangen, Ihre Bekanntschaft zu machen, ist so groß, daß ich entschlossen bin, ihn nur in Ihre Hände abzuliefern. Bestimmen Sie die Stunde, wenn mein Wagen Sie abholen soll."

Elisa haftete in diesem ganzen Billet nur an dem einen Wort: Chateaubriand. Die Auszeichnung, daß eine der vornehmsten Damen Frankreichs sie, das arme Mädchen, in ihrer Einsamkeit aufzusuchen kam, verschwand vor dem Gedanken, den Brief, nach dem sie sich so lange gesehnt, auf den sie nicht mehr zu hoffen gewagt hatte, zu empfangen. Sie hätte sich am liebsten gleich auf den Weg gemacht, und ward nur durch Madame Mercoeur zurückgehalten, die ihr bemerkte, daß sie, um bei der Herzogin zu erscheinen, erst Toilette machen müsse, und daß man überhaupt um zehn Uhr Morgens nicht Besuche abzustatten pflege. Elisa mußte also die Stunde ihres Glücks noch etwas verschieben. Mit zitternder Hand schrieb sie

einige Zeilen und bat die Herzogin, den Wagen um Ein Uhr zu schicken.

Kaum hatte sich der Lakai mit dieser Antwort entfernt, als Elisa auch schon anfing, sich auszukleiden. Sie konnte, trotz ihrer Hast und Eile, damit nicht zu Stande kommen; denn ihre Gedanken waren nicht bei dem, was sie that, und ohne Beihilfe wäre sie bis zur festgesetzten Stunde kaum fertig geworden. Endlich war die letzte Schleife gesteckt, und mit mütterlichem Wohlgefallen betrachtete Madame Mercoeur das schöne junge Mädchen, das in dem feinen weißen Kleid, mit der bunten Schärpe, die gleich Psyche's Flügeln um sie flatterte, mit dem Strohhut auf den nachtschwarzen Locken, reizender als je aussah. Die innere Bewegung hatte ihre Wangen geröthet und ihren Augen einen fast magischen Glanz verliehen. Ihre Hand zerknitterte ungeduldig das gestickte Battisttuch, das, ein Geschenk der vorsorglichen Adele, nur bei besonders feierlichen Gelegenheiten aus dem Schrank genommen ward; ihr Fuß zuckte in den netten, braunen Schuhen. Endlich hörte sie einen Wagen vor der Hausthür halten; man pochte an ihre Thür und zwei Minuten später wiegte sie sich auf den blauen Atlaskissen des Coupé's, der sie in das Hotel, das der Herzogin als Ab-

steigquartier diente, bringen sollte. Der Weg dahin war glücklicherweise nicht lange. Bald hielt der Wagen und sie stieg die breite Treppe hinan. Ihr Führer eilte voran, um sie zu melden. Nach wenigen Augenblicken wurden die Flügelthüren geöffnet; sie durchschritt eine Reihe prachtvoller Zimmer und stand der Herzogin gegenüber.

Caliste von L. gehörte nicht nur zu den vornehmsten, sondern auch zu den liebenswürdigsten Frauen Frankreichs; aus ihrem Antlitz sprach so viel Geist und Güte, daß es der vollendeten Schönheit ihrer Züge nicht bedurft hätte, um ihre Erscheinung bezaubernd zu machen. Sie empfing Elisa mit der Anmuth einer wirklichen großen Dame. Nachdem sie der jungen Dichterin einige sinnige Worte über ihre Leistungen gesagt hatte, beeilte sie sich, auf die eigentliche Veranlassung dieses Besuches überzugehen, und nach einem Portfeuille langend, das auf dem Schreibtisch lag, fügte sie hinzu: „Ich weiß zu gut, von welchem Werthe ein Brief Chateaubriands ist, um Ihnen Ihr Eigenthum länger vorzuenthalten.“ So sprechend, reichte sie dem Mädchen das ersehnte Blatt hin.

Elisa, die sich noch vor wenigen Augenblicken einer leicht erklärlichen Schüchternheit nicht erweh-

ren konnte, fühlte sich in diesem Moment wie von einem elektrischen Schlage erschüttert. Aus ihren Augen drang ein blendender Strahl, als sie den Brief ergriff, der wie ein glühendes Eisen in ihrer Brust brannte, denn trotz ihres stürmischen Verlangens, seinen Inhalt zu kennen, fühlte sie, daß es unschicklich wäre, ihn in Gegenwart der Herzogin zu erbrechen. Mit dem ihr eigenthümlichen feinen Takt bemerkte diese Elisa's innern Kampf, und gütig, wie sie war, fand sie schnell ein Mittel, Elisa's Wunsch zu befriedigen, ohne die Rücksichten der Convenienz, die sie nie aus den Augen setzte, zu verletzen. „Sie entschuldigen mich wohl," sagte sie, sich erhebend, „wenn ich Sie auf einige Minuten verlasse. Ich bin sogleich wieder bei Ihnen, und Chateaubriands Brief wird Ihnen indessen meine Gegenwart überreichlich ersetzen."

Sie entfernte sich. Elisa sah sich mit ihrem Schatze allein. Nie ward ein Brief der Liebe mit inbrünstigerer Andacht entfaltet, als der des großen Dichters. Ihr ganzes Leben trat in's Auge und sie las:

„Es kommt im Leben eine Zeit, wo man, auf die entschwundenen Tage zurückblickend, sich befragt, was der Preis so vieler Mühen, Arbeiten, Kämpfe gewesen sei, und sich gestehen muß, daß

man von dem, woran man seine ganze Kraft ge-
setzt, nicht die Hälfte erreicht, daß das bittere
Werk eben so gut nie begonnen, und wir selbst
nie geboren hätten werden mögen, da wir bei un-
serm Scheiden die Welt doch eben so verlassen,
wie wir sie bei unserm Eintritt gefunden. Wenn
nun in solchen Stunden der Entmuthigung und
des Zweifels, an welchen jeder Lebensabend reich
ist, eine sanfte, reine Stimme an unser Ohr,
nein! an unser Herz dringt und uns bezeugt, daß
unser Wirken nicht so vergeblich gewesen, wie wir
es meinten, daß die Begeisterung, die uns durch-
glühte, in andern Seelen den heiligen Brand ent-
zündete, daß, was sich unserm Geist in Qual und
Schmerz entrang, fremden Geistern zur Freude
ward, daß, wenn auch unser Auge sich schließt
und unser Mund verstummt, der edelste Theil un-
sers Wesens fortleben wird in der Seele Derer,
die wir erfreut, getröstet, erhoben: da verschwin-
det der Gedanke an Tod und Sterblichkeit, und
es fängt die Nachwelt an. Wie theuer muß uns
nun jene Stimme sein, deren Laut gleich einem
Sonnenstrahl die grauen Nebel durchdrang, die
sich wie ein Leichentuch um uns legten! Wie theuer
müssen mir Ihre Lieder sein, deren Reiz und In-
nigkeit mir meine eigne Jugendzeit zurückzaubern!

Fast kränkt es mich, daß diese Gedichte mir gewidmet sind; ich wollte, sie ständen in keiner Beziehung zu mir, um Ihnen, ohne geschmeichelter Eitelkeit beizuwohnt zu werden, die Versicherung geben zu können, daß ich Sie für eines der ausgezeichnetsten Talente unserer Zeit halte, dem nur noch einige Reife und ein bewegteres Leben Noth thun, um sich in voller Pracht zu entfalten. Ich kann mich des Staunens nicht erwehren, wenn ich bedenke, daß Sie in so zarter Jugend, ohne äußere Anregung, in einer entfernten Provinz, wo von literärischem Streben keine Spur, so Bedeutendes zu leisten vermochten. Welchen Aufschwungs wäre ihr Talent fähig, wenn Sie hieher versetzt würden, nach Paris, das durch die Großartigkeit seiner Verhältnisse der eigentliche Heimathsort jedes französischen Künstlers und Dichters ist und bleibt! — Wir sind uns, wenn auch innerlich ewig verwandt und befreundet, doch äußerlich so fremd, daß mir das Recht nicht zusteht, Ihnen einen Rath zu ertheilen; doch selbst auf die Gefahr hin, von Ihnen mißverstanden zu werden, wage ich es, Ihnen rathend zuzurufen: Wenn es Ihre Verhältnisse irgend möglich machen, so vertauschen Sie Nantes mit Paris. Hier wird ein neues Leben für sie aufgehen; neue Kräfte werden in Ih-

nen erwachen, neue Ideen Ihren Geist überströmen. Kommen Sie hieher! Paris ist keine fremde Stadt mehr für Sie, denn es leben Ihnen hier Freunde, deren liebste Sorge es sein würde, für Sie zu wirken und Ihnen die Schwierigkeiten des Weges zu ebnen. Ich habe mit meiner verehrten Freundin der Herzogin von L., durch die Sie diese Zeilen erhalten, über diesen Punkt gesprochen; sie theilt meine Meinung und hat sich erboten, das Genauere mit Ihnen zu verhandeln. Wenn unsere Worte bei Ihnen Anklang finden, hoffe ich Sie bald hier in Paris zu sehen."

„Noch habe ich Ihnen nicht dafür gedankt, daß Sie Ihre schönen Gedichte mir widmeten, und will es auch jetzt nicht thun; das Gefühl, das Ihnen diese Widmung eingab, war so unwillkürlich, wie die Sympathie, die mir Ihr Talent einflößt, und für welche Sie mir ja auch nicht zu danken haben. Von allen Verdiensten, die mir Ihre Phantasie so freundlich andichtet, will ich nur dieß eine als das mir wertheste gelten lassen: zu der Ausbildung Ihrer Dichtergabe etwas beigetragen zu haben."

„Lassen Sie mich hoffen, daß dieser unsrer geistigen Begegnung bald eine persönliche folgen

werde, und glauben Sie an die Innigkeit der Anerkennung, mit der ich bin

Ihr

wahrhaft ergebener

Chateaubriand.

Die Herzogin kam zurück; ihr Blick fiel auf das junge Mädchen und gewann noch an geistvoller Güte. Sie brachte das Gespräch auf Elisa's äußere Verhältnisse und fragte, ob sie es nicht vorziehen würde, in Paris zu leben.

Paris war von jeher das Eldorado von Elisa's Träumen gewesen; der Erfolg, den ihre Gedichte dort gefunden, und noch mehr Chateaubriands Aufforderung steigerten diese Sehnsucht bis zum Schmerz. Auf die Frage der Herzogin stammelte sie ein so inbrünstiges: „O gewiß!" daß diese fast verwundert aufblickte.

„Warum bleiben Sie denn hier?" rief sie unüberlegt.

Diese Worte führten Elisa zur Wirklichkeit zurück; sie war vernünftig und edel genug, um ohne Verwirrung, ohne falsche Scham zu antworten: „Weil ich hier für meine Mutter und mich eine gesicherte Existenz errungen habe, die ich in Paris schwerlich finden dürfte."

„Warum nicht?" entgegnete die Herzogin leb-

haft. „Trauen Sie Ihrem Talent so wenig zu und zählen Sie so wenig auf die Freunde, die es Ihnen erwarb?“

„Das Letztere gewiß nicht,“ versetzte Elisa, deren junges Herz von der Theilnahme, die man ihr zollte, lebhaft ergriffen war, „aber wenn ich es auch wagen möchte, mein eigenes Schicksal allen Wechselfällen preiszugeben, so habe ich eine andre, höhere Rücksicht zu beobachten: das Loos meiner Mutter, die Niemanden hat als mich.“

„Ich liebe Sie um dieser Gesinnung willen,“ sagte die Herzogin bewegt; „Sie bestätigen meine längstgehegte Meinung, daß echte Poesie nur in edlen, treuen Herzen wohnt. Aber lassen Sie sich nicht von Hindernissen abschrecken, die vielleicht zu beseitigen sind. Wollen Sie meinen Rath hören? Wenden Sie sich an Martignac; er steht an der Spitze des Ministeriums, und wendet einen großen Theil seines Einflusses dazu an, Talente zu unterstützen und zu fördern. In früherer Zeit war er selbst Dichter; die Masse von Geschäften, die nun auf ihm lastet, macht es ihm freilich unmöglich, sich selbst mit Poesie zu beschäftigen; doch sucht er seine Treue wenigstens dadurch zu beweisen, daß er Denen, die sich ihr mit Beruf weihen, den möglichsten Schutz angedeihen läßt. Wen-

den Sie sich an ihn. Sie brauchen sich dieses Schrittes nicht im Geringsten zu schämen; denn Sie suchen nicht bei ihm, sondern bei Ihrem Vaterland um jene Gunst nach. Sind Sie mit mir einverstanden?"

Elisa bejahte mit innigem Dank, bemerkte jedoch zugleich, daß es ihr nicht zukomme, ohne die Einwilligung ihrer Mutter einen so wichtigen Schritt zu thun. Es ward nicht schwer, Mad. Mercoeur's Beistimmung zu erhalten. Als die Herzogin wenige Tage später nach Paris zurückkehrte, nahm sie Elisa's Bittschrift an den Minister mit, und versprach sowohl für sich, wie in Chateaubriands Namen, Alles aufzubieten, um die Sache zu erwünschtem Ende zu führen. Ein glücklicher Ausgang war um so mehr zu hoffen, als die Herzogin bei Hofe in großer Gunst und Chateaubriand zu Martignac in freundlichen Beziehungen stand.

Es braucht wohl kaum gesagt zu werden, daß Mad. Mercoeur wie Elisa die nächste Zukunft in großer Spannung zubrachten; die Stunden schlichen ihnen unerträglich langsam vorüber.— Man hat das Leben unzählige Male mit einer Reise verglichen; doch in einer Beziehung ist das Bild nicht richtig, denn glücklicherweise kann man im

Leben nicht ſtecken bleiben, wie auf ſchlechten Wegen, und wie träge auch die Stunden ſchleichen mögen, ſie gehen doch vorüber. So kam auch endlich jene, in welcher Eliſa den Beſcheid des Miniſters erhielt, der ihr in den ehrendſten und ſchmeichelhafteſten Ausdrücken eine jährliche Penſion von 1500 Francs zuſicherte.

Jetzt war die Reiſe nach Paris unwiderruflich beſchloſſen, und ohne weitere Zögerung wurden die nöthigen Anſtalten dazu getroffen. Fünfzehnhundert Francs mögen dem, der Paris und die Bedürfniſſe des dortigen Lebens kennt, mit Recht eine ſehr unbedeutende Rente ſcheinen, doch die beiden Frauen, die dieſen Betrag nach dem Werthe, den er in ihrer Provinz hatte, ſchätzten und überdieß entſchloſſen waren, von der Einfachheit ihrer Lebensweiſe nicht im Geringſten abzugehen, erblickten in jener Summe ein Einkommen, das mit dem Ertrag von Eliſa's Arbeiten mehr als hinreichend war, ihre Exiſtenz zu ſichern.

Eliſa's Gemüth war zu weich, zu kindlich, um nicht, trotz ihres Verlangens nach der großen Weltſtadt, das Schmerzliche der bevorſtehenden Trennung zu empfinden. Oft trat ſie an's Fenſter und ſagte, auf die breite, ſpiegelhelle Loire blickend: „Die Seine iſt doch gewiß nicht ſo ſchön!“

Es hätte sie sehr unglücklich gemacht, jetzt noch in Nantes bleiben zu müssen, und doch konnte sie sich nicht ohne Wehmuth von dieser Stadt, die ihre ersten Spiele gesehen und ihre ersten Lieder vernommen hatte, losreißen. Indessen galt ihre Trauer meist leblosen, nur für sie lebensvollen Gegenständen; mit Menschen war sie bisher kaum in andere als gleichgiltige oder geschäftliche Berührungen gekommen, und Adele war die Einzige, mit der sie ein wahres Herzensband verknüpfte. Was diese Letztere betrifft, so war sie mit der Uebersiedlung nach Paris durchaus nicht einverstanden. Mehr als einmal geriethen die Mädchen darüber in Streit, und noch am Abend vor Elisa's Abreise sagte Adele ernst, ja traurig:

„Glaub' mir: es wäre klüger gewesen, hier zu bleiben."

„Was kann Dich zu dieser Meinung veranlassen? Du weißt doch, daß ich keiner ungewissen Zukunft entgegengehe, weißt, daß ich dort die Vortheile wiederfinden werde, die ich hier aufgebe."

„Gut; aber warum willst Du dort suchen gehen, was Du hier schon hast?"

„Weil — — nicht wahr, Adele! wenn Du eine Blume in einem ihr ungünstigen Erdreich verkümmern sähest, würdest Du eilen, sie in den für

sie passenden Boden zu verpflanzen? Warum willst Du mir weigern, was Du der Blume vergönntest?"

„Ich bitte Dich, Liebste, sprich nicht in Bildern mit mir, denn darauf kann ich nicht eingehen; mir zeigt mein Bischen Verstand die Dinge nur eben so, wie sie sind. Was fehlt Dir hier? Eine gesicherte Existenz? Nein. Freiheit und Muße zum Dichten? Im Gegentheil: diese findest Du hier gewiß in reichlicherem Maße, als in dem erschütterungsvollen Leben jener brausenden Stadt. Ruhm? Des Dichters Wort reicht so weit, wie der gedruckte Buchstabe, also um die ganze Welt; seine persönliche Gegenwart ist keineswegs nothwendig. Das Einzige, was Paris Dir bieten und Nantes Dir nicht geben kann, sind die Huldigungen in den Salons und einige lobende Journalartikel. Solltest Du eitel genug sein, auf solche Dinge ein entscheidendes Gewicht zu legen?"

„Nein!" rief Elisa mit einem Tone, dessen Kraft und Innigkeit von dem Walten einer höhern Macht in ihr zeugten; „was mich treibt, ist ein anderer Geist, als der kindischer Eitelkeit. Ich fühle, daß ich dorthin gehöre, fühle, was ich werden kann, und zugleich mit den Kräften, die in mir schlummern, ahne ich auch, daß nur der ge-

mich unaussprechlich glücklich gemacht. Mit tiefer Seelenlust hatte ich daran geschrieben, mitten unter'm Schreiben dem Sang der Vögel gelauscht, die aufgehende Sonne oder die geliebten Sterne begrüßt, die Feder weggeworfen, um eine Blume zu pflücken, sie wieder aufgenommen, um einem keimenden Gedanken seinen Blüthenleib zu geben, und die Poesie war mir eine holde, lichte, beseligende Göttin gewesen. Jetzt war es anders! Wenn ich, wie die Nachtigall im Bauer, fühlte, daß es draußen Frühling sei; wenn mir die Luft meines Zimmers schwer und erstickend schien; wenn es mich nach warmem Sonnenschein und frischem Duft verlangte, herrschte mir die rauhe Stimme der Nothwendigkeit zu: „An die Arbeit!" Und wenn ich bedachte, daß ich kaum vier Wochen vor mir hatte, um ein Buch zu vollenden, da sah ich ein, daß die Sonne nicht für mich schien, die Blumen nicht für mich dufteten."

„O wie oft — fuhr Elisa weicher fort, indeß Adele bekümmert und mit trübem Mitleid in ihr bleiches Antlitz sah — „wie oft ließ ich mein müdes Haupt entmuthigt auf den Schreibtisch sinken; wie oft sind meine Thränen auf das Papier geflossen! Wie oft fühlte ich mein Gehirn erschöpft, meinen Geist abgestumpft; wie oft rief ich die Begeiste-

rung vergeblich herbei! Was half es? Wer kümmerte sich darum! Alle wahrhafte Freuden und Schmerzen meiner Seele hatte ich enthüllt und ausgesprochen; jetzt mußte ich neue erdichten, und bald ward ich zur Leibeignen der Gestalten, die ich selbst geschaffen hatte. Verstehst Du mich? Oder muß ich Dir erst schildern, wie diese gewaltsame und beständige Aufregung, dieß maßlose Walten der Phantasie die Wirklichkeit entzaubert und verödet? O, gleich dem tollen König Lear bekleidet der Dichter die Kinder seiner Phantasie mit Gold und Purpur; was Wunder, wenn ihm am Ende nichts übrig bleibt, als ein müder Geist, ein zerrissenes Herz und ein Bettlergewand?"

„Elisa!" rief Adele ängstlich, „ich habe Dich nie so gesehen! Du konntest traurig sein, aber diese Bitterkeit — wie fremd ist sie mir an Dir?"

„Um so besser wirst Du errathen, wie viel ich leiden mußte, um dahin zu gelangen, um im zerfahrnen Herzen zu fühlen: die schönste Zeit meines Lebens sei jene gewesen, wo ich nichts war, als ein gedankenloses Kind."

„Aermste! Aber ein Trost muß Dir in Deinem Leid geblieben sein: Du liebtest die Kunst, der Du Dich opferteſt."

„Daß ich sie wahrhaft und inbrünstig liebte,

war nur ein Stachel mehr in meiner Dornenkrone. Mit heißem Schmerz fühlte ich in meiner Brust tausend Lieder sterben, die man mit mir begraben wird; ich erkannte, daß ich zu Höherem berufen sei, und sah mich an Gemeinem zu Grunde gehen. Mein Geist bedurfte der Freiheit, der Muße, aber diese Freiheit, diese Muße hatte ich verdungen; ich gehörte nicht mehr zu den Dichtern, sondern zu den Bücherschreibern. Von meinem innersten, eigentlichsten Talent war nicht die Rede, das konnte ich für mich behalten; man forderte Bände von mir, nicht Meisterwerke. Das Geschäft rentirte sich, es mußte folglich fortbetrieben werden; ich betrieb es fort, bis die Feder meiner Hand entsank und die Krankheit mir zuherrschte: Es ist genug!"

„Du wirst von Deiner Krankheit genesen," tröstete Adele, „und dann den Lohn der vergangnen Mühen einernten. Dienten sie nicht dazu, Dir eine feste Stellung zu sichern?"

„Im literärischen Leben gibt es keine solche, sondern nur ein tägliches Ringen. Ward ein Sieg erkämpft, so liegt schon in diesem wieder die Verpflichtung zu einem neuen. Welches Menschen Kraft kann da lange ausdauern? Die meine konnte es nicht; das bessere Theil in mir ist mir vorange-

gangen. Wenn eine frevelnde Hand es verſucht, die Muſe an den Wagen der irdiſchen Sorgen und Bedürfniſſe zu ſpannen, entfaltet ſie ihre Schwingen und entflieht in ihre Heimath."

„Eliſa!" rief Adele mit tiefem Schmerz, „warum gabſt Du dieſes gewitterſchwüle Leben nicht auf, nachdem Du ſeine Leiden erkannt? Warum kehrteſt Du nicht nach Nantes zurück, um dort wieder ruhig und glücklich zu werden?"

„Hab' ich Dir nicht geſagt, daß dieß nicht mehr in meiner Macht ſtand? Ich hatte mein früheres Weſen verlernt. Verblendet, wie ich war —"

„So komm' jetzt mit mir! Noch iſt es Zeit. Laß mich Dich in unſre Bretagne zurückführen; laß mich Dich aus dieſer verderblichen Atmoſphäre, in der Dir Geiſt und Körper erkrankten, in den Kreis eines ſtillen, gleichförmigen Lebens zurückverſetzen, und Du wirſt geneſen. Erinnere Dich an unſre Abſchiedsſtunde! Trennten wir uns nicht mit den Worten: „Wenn Eine von uns Troſt oder Beiſtand braucht, wird ſie wiſſen, wo Beide zu finden?" Zu lange haſt Du auf dieß Gelöbniß vergeſſen, laß mich Dich jetzt daran erinnern; laßmich für Dich thun, was Du, wenn der Fall umgekehrt wäre, gewiß für mich thäteſt. Du

nanntest mich oft Deine Schwester — so laß mich nun auch als Schwester für Dich sorgen. Komm' mit mir! O, gib nicht zu, daß Stolz oder übelangebrachtes Zartgefühl Dich für meine Bitte unzugänglich machen! Komm' mit mir!"

„Es ist zu spät!"

„Das verhüte Gott!"

„Doch ist es so. Ich täusche mich nicht und fühle, daß ich kein Recht habe, darüber zu klagen. Wohl hat sich mein Fuß auf rauhen Pfaden wund gegangen; wohl ward mit jedem Buche, das ich schrieb, ein Theil von meinem Leben blutend losgerissen: doch wer wollte es so, wenn nicht ich selbst? Warum war ich nicht in meiner Bretagne geblieben? Warum hatte ich mich nicht begnügt, die mir verliehene Gabe liebe- und weihevoll zu entwickeln um ihrer selbst willen? Warum hatte ich vergessen, daß die Poesie, wie alles Himmlische, ein Segen ist, der nicht nur seine Kraft verliert, sondern selbst zum Fluche wird, wenn man irdische Zwecke damit verknüpft? Nein! ich habe kein Recht zur Klage! Ja, wenn nicht ein anderer Gedanke, dunkler als der Tod, mein Herz überschattete, so wollte ich sagen, es sei schön, in der Jugend zu sterben, nachdem man mit offnen Augen, mit vertausendfachten Sinnen gelebt und in

der kurzen Spanne Zeit mehr gedacht, gefühlt, gewollt und gestrebt, als Andere in vielen dumpfen Jahren. Ich könnte mich damit bescheiden, aber meine Mutter — womit hat sie es verdient, in diesen Kreis des Jammers gerissen zu werden? womit hat sie es verdient, daß ich mich dem Tod entgegenstürzte, um sie in der verödeten Welt vereinsamt zurückzulassen? — Hätte ich allein gestanden, dann wäre mir die Nichtachtung meines Lebens erlaubt gewesen, und vielleicht fände ich selbst jetzt noch einen stolzen, hochtönenden Namen dafür; aber wenn ich an sie denke und die Zukunft, die ihr bevorsteht, da erkenne ich, daß es nichts als Selbstsucht war, die mich mein Dasein zersplittern, die mich vergessen ließ, daß ich ihre einzige Stütze. Gott vertraute mir das Loos meiner Mutter, und wenn er mich fragt, wie ich darüber geschaltet: was, o, was soll ich ihm antworten?"

Sie rang die durchsichtigen Hände; aus ihren Zügen sprach mehr als Todesangst. Adele erhob sich; ihr sonst so ruhiges Antlitz nahm den Ausdruck jener Verklärung an, die jeder edle Vorsatz auf Menschenstirnen zaubert, und Elisa die Hand reichend, sprach sie mit sanfter, aber fester Stimme:

„Höre mich, Elisa! Ich glaube nicht, daß

es so schlimm um Dich stehe, wie Du Dich selbst überreden willst; noch gebe ich die Hoffnung nicht auf, Dich gerettet zu sehen. Doch käme es anders, und hätten wir uns nur wiedergefunden, um bald auf ewig von einander zu scheiden, so laß mich Dir den Tod erleichtern, wie ich Dir gern das Leben erleichtert hätte. Ich schwöre Dir," fuhr sie, die Hand erhebend, mit feierlichem Tone fort, „ich schwöre Dir vor dem Gott, der uns hört und sieht, wenn Du sterben solltest, Deine Mutter als die meine zu betrachten, für sie zu denken, zu wirken, zu sorgen, als hätte ich unter ihrem Herzen gelegen. Ich bin unabhängig, und habe Niemanden Rechenschaft von meinen Handlungen abzulegen; ich bin nicht reich, doch erlaubt mir meine Lage, die Verpflichtungen, die ich einzugehen im Begriffe bin, in ihrem ganzen Umfang zu erfüllen. Ich werde Deiner Mutter ihre Elisa nicht ersetzen können, aber die Liebe und Treue einer Tochter soll sie in mir finden, und verfügte es Gott, daß ich selbst bis zur bittersten Armuth herabsänke: so lange mir ein Obdach für mein Haupt und Brot für meinen Hunger bleibt, werde ich, was ich habe, mit ihr theilen. Das schwöre ich Dir bei dem Heil meiner Seele."

Elisa sah ihre Freundin starr an, ein leises

Zittern flog durch ihre Glieder, sie faltete die Hände, dann brach ein Strom seliger Thränen aus ihren Augen, sie sank an Adele's Brust, und rief: „Ich glaube Dir und segne Dich!"

Und wie von Engelshand hinweggenommen, sank die schwerste Last von ihrer bedrängten Brust; ihre letzten Tage versüßte das Bewußtsein, inmitten dieser kalten, theilnahmlosen Welt ein edles, treues Herz gefunden und gewonnen zu haben.

Wenige Wochen später näherten sich zwei Frauen in Trauerkleidern Elisa's Grab, das eine unbekannte Hand mit einem frischen Blumenkranz geschmückt hatte; sie knieten auf dem Hügel nieder, und beteten lange und inbrünstig. Endlich erhob sich Adele: „Mutter!" bat sie leise, „komm! In einer Stunde liegt dieß unselige Paris hinter uns."

Madame Mereveur pflückte eine Blume aus dem Kranze und, den Kirchhof verlassend, verbarg sie dieselbe in ihrem Busen. Es war das Einzige, was ihr von ihrer schönen, geliebten Elisa übrig blieb.

Berichtigungen.

Dritter Theil.

Seite.	Zeile.	
29	13	lies: Die nicht an Westend stoßenden
50	11	statt Gefühl: Gesicht
189	21	„ zwar: ein paar

27736

LG
P2116w

Paoli, Betty
Die Welt und mein Auge. Vol.3.

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
LOWE-MARTIN CO. LIMITED